9

Landes-
bibliothek
Coburg

D. III. 9.
5225
ε'
44
Coburger Landes-Bücherei

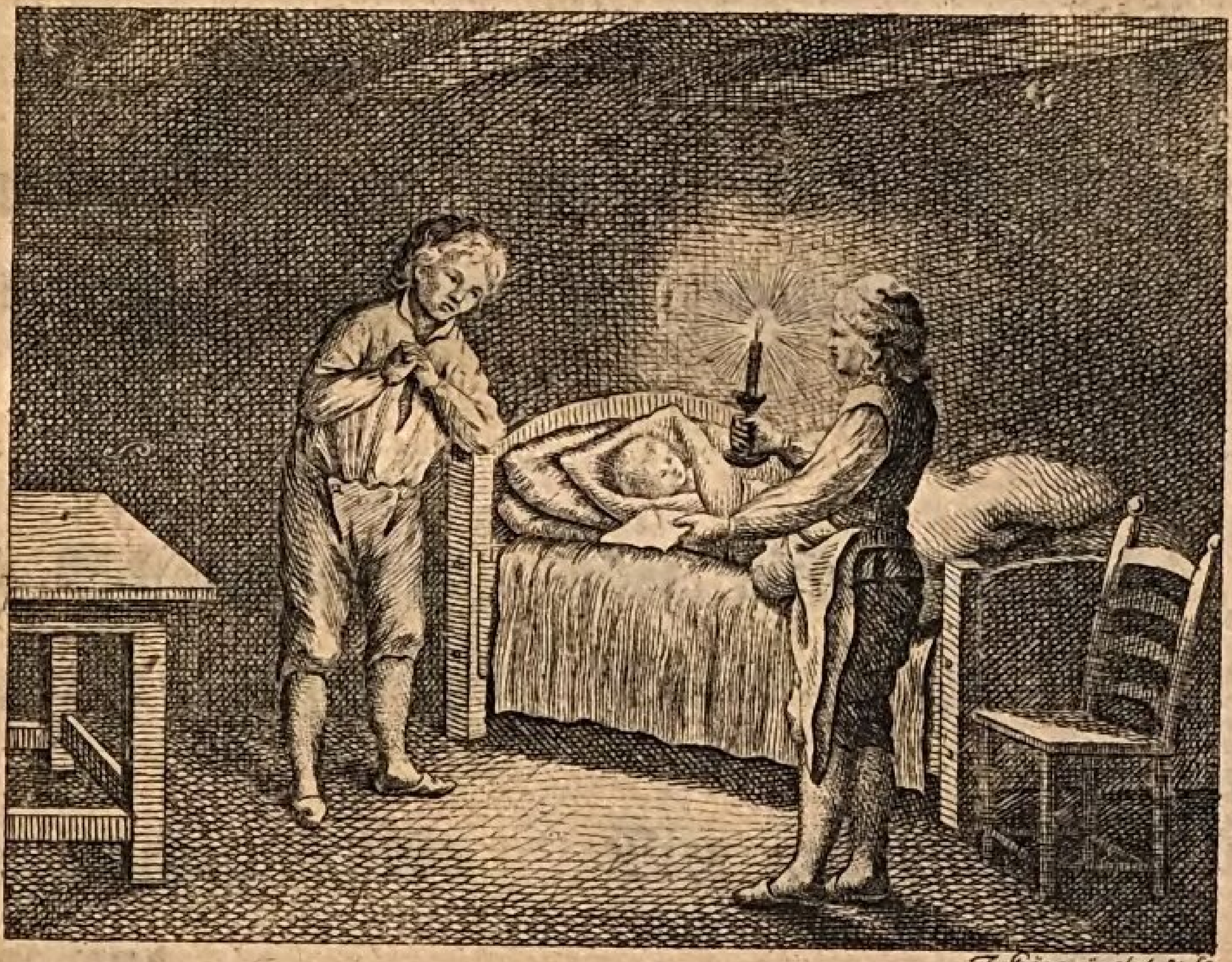
Lebensscenen

aus

der wirklichen Welt.

Vom

Verfasser der Emilie Sommer.



F. Grögory del. & Sc.

Fünftes Bändchen.

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer, 1786.

Coburger
Landes-
Bücherei

Innhalt.

Der Naturmensch. Ein und zwanzigste Scene. Seite 1.

Die neue Lukretia, oder die Rache der Bruderliebe. Zwey und zwanzigste Scene. 73.

Die Schauspielerin, oder Liebe um Liebe. Drey und zwanzigste Scene. 137.

Die lebende Todte. Vier und zwanzigste Scene. 205.

Der Fündling, oder die Mutter, die ihren Sohn nicht kennt. Fünf und zwanzigste Scene. 265.

Der
Naturmensch.

Ein und zwanzigste Szene.

Ein Meisterstück der Natur! — sagt man oft von dem, oder jenem Menschen, der mit glänzenden Eigenschaften, der Seele, und des Körpers ausstaffirt, uns minder mit Vorzügen Begabte zur Bewunderung hinreißt. Und — genau betrachtet — ist er doch größtentheils Werk der Kunst, und der ausstudirten Cultur. Nur selten steigt aus dem Schooße der reinen Natur ein solches Meisterstück hervor, das ohne alle fernere Bildung sich bis zum ersten Range eines Genies, oder eines, in Rücksicht auf das Herz, groß zu nennenden Menschen, empor schwingt. Dennoch aber treten uns bisweilen auch solche Geschöpfe vor Augen, bey welchen die Natur uns gleichsam die Lehre gegeben zu haben scheint, daß sie auch ohne unser Zuthun etwas großes, und vortreflicheс hervor bringen könne. Und nur ein solches Geschöpf

nenne ich hier einen Naturmenschen, wenn schon der Philosoph unter dieser Benennung ganz etwas anders begreift.

So ein außerordentlicher Naturmensch war nun Johann Hellfried, der einzige Sohn eines Pachters auf einem schönen adlichen Hofe, in einer sehr gebirgigen Gegend von Obersachsen. Sein Vater starb, als er kaum das funfzehnte Jahr erreichet hatte, und hinterließ ihm nicht die vortheilhaftesten Vermögensumstände. Besonders war er dem Besitzer des Landguts, das er im Pacht hatte, ein ansehnliches an Pachtgeldern schuldig geblieben. Dieser Herr hieß von Wilchwitz, und war ein alter reicher grießgrämischer Hagestolz, der niemanden um sich leiden konnte, als einen alten Bedienten, und dessen Frau, die seit zwanzig Jahren seine Wirthschaft geführt hatte. In seiner Jugend hatte er, als Ofizier einige Feldzüge mitgemacht; unsres Helden Vater begleitete ihn dabey als Reitknecht; er erwies sich sehr treu gegen ihn. Zur Dankbarkeit machte ihn also der Herr von Wilchwitz alsdenn zum Voigt auf seinem Gute, und endlich gab er ihm solches gar in Pacht, nachdem Hellfried

Gele-

Gelegenheit gefunden hatte, die Tochter eines vermögenden Bauers zu heyrathen, der ihr so viel mitgab, als zu Antretung eines solchen Pachts nothwendig erfordert wurde.

Noch immer hielt der alte Wilchwitz viel auf Hellfrieden, und seine Familie. Um deswillen sah er ihm denn auch nicht nur gern mit dem Pachtgelde nach, sondern als Hellfried starb, ermunterte er auch dessen Sohn Johann, selbst zu Fortsetzung des Pachts, und versprach ihm alle nur mögliche Unterstützung. Da Johann, seiner zarten Jugend ungeachtet, ein Mensch von ganz ausserordentlichen Natur- und Verstandsgaben war, so hatte er schon längst die Feldwirthschaft innen, und daher wurde es ihm auch eben nicht schwer, bey einem im Grunde doch guten Herrn, wie Wilchwitz war, die Wirthschaft seines Vaters, unter Mitwirkung einer in ihrer Art vortrefflichen Mutter, fortzusetzen.

Es schien, als ob die Natur sich recht mit Fleiß bemühet habe, in Johanns Person etwas ausgezeichnetes, und außerordentliches hervorzubringen. Seine Figur war ganz ungemein schön. Ein Mahler würde

 ihn

ihn zum Modell eines Adonis, oder eines Endymions haben brauchen können. Harmonie und männliche Würde bezeichneten seine ganze Person. Wer ihn sah, hielt ihn nicht für den Sohn eines Landmanns, sondern für einen jungen Städter, so zart und edel war alles an ihm geformt. Ein schönes, langes, blondes Haar floß ihm, um einen silberweißen Nacken, welcher ihm sogar den Neid mancher ländlichen Schöne zuzog. Blau lächelte sein Auge, und sanft, wie die stillen Veilchen des Lenzes. Seine Physiognomie schien der Spiegel der Menschenliebe, und seine Farbe ein Gemälde von Lilien, und Rosen zu seyn. Weit von jenem bäurischen Wesen entfernt, welches der Landmann so selten verläugnen kann, war sein Betragen vielmehr so hinreißend, gesetzt, und edel, daß einige Worte aus seinem Munde genug waren, auch das Herz eines Barbaren für sich einzunehmen. Paradiesische Sitten, ein sanftes großmüthiges Herz, ein fester Karakter, Wärme in Freundschaft und Liebe, waren Eigenschaften, die ihm die Natur verliehen hatte, ohne daß er sie erst zu erkünsteln brauchte.

Bey einem grossen Genie, und bey frühzeitigen Gemüthsgaben, empfand Johann noch einen ganz besondern Trieb in seiner Seele, seine, von der Natur, ihm verliehenen Einsichten recht gemeinnützig zu machen, und auch andere daran Theil nehmen zu lassen. Bey seinen ordentlichen Geschäften gab er sich also noch damit ab, den Bewohnern des Dorfs in allen dergleichen Angelegenheiten zu dienen, die über ihre Fähigkeiten hinausgiengen. Er ermunterte die Nachlässigen zur guten Wirthschaft, und lehrte ihnen die Vortheile derselben. Wer sich irgendwo nicht zu helfen wußte, der kam zu ihm, und fragte ihn um Rath. Er wußte allemal Auskunft zu geben; und ein Armer durfte sich nur getrost an ihn wenden, um schon im voraus von seiner Hülfe, und thätigen Unterstützung überzeugt zu seyn. Denn er gab der Gemeinde nicht nur die bequemsten Mittel an die Hand, wie sie dem Armuth auf eine leichte Art forthelfen konnte, sondern er gieng auch selbst mit gutem Beyspiele vor, und ließ es sich selbst etwas kosten, um diese Mittel in Ausübung zu bringen. Der gemeine Mann war in der dortigen Gegend, in

Ansehung der Haushaltungskunst, überhaupt noch sehr an alte schädliche Vorurtheile gewöhnt. Diese rottete er aus, verbesserte die Kunst zu wirthschaften, und gab die Mittel an die Hand, wie auch die Schwachen, Gebrechlichen, und Alten in der Gemeinde, ihr Brod noch verdienen konnten.

In der Folge erwarb sich Johann ein solches Ansehen, in der ganzen Nachbarschaft seiner Gegend, daß man ihn gleichsam als den allgemeinen Vorsteher derselben betrachtete und verehrte. Entstand irgend eine Streitigkeit unter den Bauern, so erwählte man ihn zum Schiedsrichter, und seine Weisheit traf den Entscheidungspunkt allemal so glücklich, daß sich keine Parthey über ihn beschweren konnte. Geriethen Eheleute mit einander in Zwist, so versöhnte er sie wieder, oder veruneinigten sich Kinder und Eltern, so stiftete er wieder Friede unter ihnen. Seine Klugheit, und seine Begierde, andern zu dienen, riß jeden aus der Verlegenheit, der sich darinnen an ihn wandte. Alle Rache verabscheuete er, und seinem Feinde mit Liebe entgegen zu kommen, war das große Gesetz, auf welches er jedermann wies. Er

gab

gab die Regel, man solle die Beleidigung, welcher man nicht entgehen könne, in Ruhe dulden, und niemals gleiches mit gleichem vergelten.

So wie nun nicht das allermindeste im Dorfe vorgieng, wobey Johann nicht um Rath gefragt wurde, so waren auch so gar die Vergnügungen der Einwohner seiner Anordnung unterworfen. Diese wußte er denn auch immer so einzurichten, daß jeder daran Theil nehmen konnte, und auch diese Ergötzungen nicht ohne Nutzen für die Gesellschaft blieben. Die Vermehrung der Geschwindigkeit, und Stärke war der Vortheil, welchen die Jugend von ländlichen Spielen gewann, und Eintracht wurde bey den ältern durch das Vergnügen befördert. Nie durfte irgend eine Ausschweifung dabey begangen werden, und niemand setzte die Mäßigkeit dabey im geringsten aus den Augen: denn das Uebermaaß in der Freude — sagte er — pflege gemeiniglich den Zweck des Vergnügens zu stören, indem es die Freunde veruneinige, und oft die Veranlassung sey, daß sie als Feinde aus einander giengen.

Alle Vortheile zu erzählen, welche die Zeitgenossen des Johann von seiner Klugheit, und seiner Gemeinnützigkeit einerndteten, würde die Geduld unserer Leser ermüden. Es ist genug, wenn wir wissen, daß er eine Liebe, und Einigkeit ohne Beyspiel unter ihnen hervorbrachte. Alle ihre Absichten zielten endlich gerade zu auf das allgemeine Beste der Gesellschaft ab, und niemand unterstand sich, etwas für seinen eigenen Vortheil anzusehen, was seinem Nachbar zum Schaden gereichte.

Johann war zu einem Regenten gebohren, und er würde als ein solcher Epocke in der Weltgeschichte gemacht haben. Das Glück hatte ihn nur zu einem kleinen Landmann bestimmt. Aber dennoch kann uns dieser außerordentliche Jüngling das Bild der patriarchalischen Herrschaft, und jener glücklichen Zeiten des grauen Alterthums erneuern. Solche Tugenden, solche Geisteskräfte, solche Talente, die Menschen an sich zu fesseln, und — vermuthlich auch solch eine körperliche Schönheit, als unser Held besaß, veranlaßten unfehlbar den ersten Ursprung einer Regierung, und legten den Grund dazu! Man gehorchte gern so weisen tugendhaften

Men-

Menschen; und wie gern würden auch wir gehorchen, wenn alle unsre Regenten die patriarchalischen Eigenschaften dieses Privatmanns besäßen! —

Größtentheils gelangt der Mensch nur mit Hülfe eines ehrwürdigen Alters zu dem Ansehen, worinnen Johann schon als Jüngling stand; obgleich nicht selten das Alter die Einbildung hintergehet und seine Gewalt oft nur einem blinden Vorurtheile zu verdanken hat. Wie groß muß uns daher nicht unser Held erscheinen, der, ohne Hülfe des Alters, in einer zarten Jugend, nur durch seine erhabnen Eigenschaften, und Tugenden, sich Ansehen und Gewalt zu erwerben wußte! — wenn die Weißheit, ohne eine ehrwürdige Gestalt, und ohne graue Haare, geachtet wird, so sind gewiß reelle, und eigene Kräfte, ihre Stütze. Wir schätzen sie hoch, ohne sie durch das Vergrößerungsglas des Vorurtheils zu betrachten, und unsre Herzen glühen von Ehrfurcht für sie, ohne daß die geblendete Imagination, oder die Phantasie Theil daran nimmt.

Jedoch genug zur Schilderung unsers Helden! wir kehren zu seiner Geschichte zurück. Der

Zärtlichkeit seines Herzens, und seinem feinen, und warmen Gefühl, für alles schöne und gute in der Welt, war es gar wohl angemessen, auch Liebe für das andre Geschlecht zu empfinden. In seinem achtzehnten Jahre schon warf er daher seine Neigung auf Rosetten Werner, die Tochter des herrschaftlichen Gärtners, eines zwar armen, aber sehr rechtschaffenen Mannes. Rosette war mit ihm fast von gleichem Alter. Sie waren von Kindheit auf mit einander bekannt, und hatten in der Schule einerley Unterricht zusammen genossen.

Unwiderstehliche Reizungen besaß dieses Mädchen, ob man sie gleich im eigentlichen Verstande nicht ganz schön nennen konnte. Sie war von mittler Größe, hatte schwarzes Haar, und dunkle Augen; aber ein etwas braunes Teint raubte ihr den Namen einer vollkommenen Schönheit. Ihre Seele schien die Wohnung eines Engels zu seyn, so sanft, gutherzig, mittheilend, und edel war sie. Ihr Anstand verkündigte eine Größe, die über ihre Herkunft gieng, und ihr Betragen glich einem Talisman, womit sie aller Herzen an sich fesseln konnte. Besonders hatte sie eine ganz

unge-

ungemein schöne sonore Stimme im Singen und Sprechen. Man konnte mit Bürgern auch bey ihr fragen:

Wer schuf zu Liebes-Red' und Sang,
Des Mädels holder Stimme Klang?
Der liebe, liebe Gott that dieß
Der Nachtigallen flöten hieß;
Der schuf zu Liebes-Red' und Sang,
Des Mädels holder Stimme Klang.

Kurz, sie erhob sich durch glänzende Eigenschaften, und Talente eben so sehr über andere Landmädchen, als sich Johann so außerordentlich vor andern ländlichen Jünglingen auszeichnete.

Manches andre Mädchen seufzete nach seiner Liebe: denn er war der Gegenstand der Bewunderung aller Menschen! und wie hätten auch seine großen Talente ihm nicht alles mögliche Glück in der Liebe erwerben sollen? — Aber er empfand nur für die reizende Rosette jene seligen Gefühle, die wir Liebe nennen; und er seufzte nicht vergebens um ihr Herz. Lange schon sagten ihm ihre Augen, daß sie mehr zu seyn wünsche, als blos seine Freundin; aber eine gewisse Schüchternheit,

heit, welche die wahre Liebe karakterisiret, hatte ihn bisher immer zurückgehalten, ihr ein Bekenntniß zu thun, wie sie es von ihm erwartete. Es kostete ihm nur einige Worte; aber itzt in dem Augenblicke, als er sie aussprechen wollte, hielt ihn jene Zaghaftigkeit zurück, ihr diese wenigen Worte zu sagen.

Einmal aber begegnete sie ihm früh, als die Sonne aufgieng, in den Garten, indem er eben zu ihrem Vater gehen wollte, um einige wirthschaftliche Angelegenheiten mit ihm zu verabreden. Sie wollte über Land gehen; er bot sich ihr zum Begleiter an; sie lächelte ihm Erlaubniß zu; er faßte ihren Arm, und so giengen sie Hand in Hand über eine reizende Wiese, die hinter dem Garten lag. Es war, als ob die Klarheit des schönen Morgens, auch die Empfindungen seines Herzens aufklärte. —

„Es ist ein reizender Morgen, Rosette! „sagte er zu ihr,

„Die ganze Natur athmet Liebe, und „Freude. Rosette schwieg; aber ein tief ge„holter Seufzer hob ihren schönen Busen. Jo„hann drückte ihr die Hand, und sagte:

„Ist

„Ists dir nicht auch so wohl, wie mir, „liebes Mädchen.

„Mir ist wohl, Johann!

antwortete sie, indem sie seinen Händedruck erwiederte.

„ich habe noch keinen so schönen Morgen „erlebt.

Sie sah ihn an; ihr Blick schien ihn zum Geständniß aller seiner Gefühle aufzufordern. Johann stand still; Rosette auch; er führte ihre beyden Hände an seinen Mund, und küßte sie schweigend einige mal mit glühender Empfindung.

„Ich liebe dich, Engel! —

Mit diesen Worten stürzte er an ihren Busen, und Freudenthränen rollten aus seinen Augen. —

„Ach! Johann!

antwortete sie,

„Bin ich auch deiner werth?

„Meine Rosette! — ewig — ewig die „meine —

Sie sank in seine Arme. Einige Minuten überließen sich beyde Liebende dem Ausbruch jener göttlichen Gefühle, die uns in Elysium zaubern; die Sonne lächelte ihnen wohlthätig

tig zu; das Chor der Vögel sang ihnen das Brautlied; die ganze Natur freute sich des reinen Bundes ihrer Liebe, und hier traf es ein, was jener Dichter davon sagt:

Thränen und Seufzer sind ihre Gnaden
Träume theilt sie Wachenden aus;
Mit Gedanken ist ihre Stirn beladen
Worte sprossen selten daraus;
Aber dennoch ist sie schöner Seelen Entzücken,
Wie das Mayengewölk ihre Weisheit aufgeklärt,
Einer nur von ihren kleinsten Blicken
Ist die Schwermuth vieler Jahre werth.

Von dieser Zeit an war Rosette die erklärte Geliebte unsers Helden; sie erwiederte seine Neigung mit der zärtlichsten Gegenliebe, und beyde hiengen so fest an einander, als man nur immer von zwey so erhabnen Seelen erwarten kann.

Jedoch — diese Liebe war zu ihrer ehelichen Vereinigung noch nicht hinreichend. Unter andern vortrefflichen Eigenschaften, die Johanns Herz zierten, war auch seine unbegränzte

gränzte Liebe für seine Mutter. Er empfand die Wichtigkeit ihrer Verdienste um ihn während seiner Kindheit. Sie dafür zu belohnen, hielt er für eine seiner heiligsten Pflichten. Er glaubte also seiner Dankbarkeit gegen sie keine Gränzen setzen zu dürfen. Vielleicht dachte er zu zärtlich und zu erhaben über diesen Punkt denn er glaubte seiner Mutter in ihre Rechte zu greifen, wenn er ein Weib nähme, mit welchem sie hernach die Herrschaft in seinem Hause würde theilen müssen. Er hielt sich verbunden, alle Leidenschaften, die mit diesem hohen Grade der Verehrung seiner Mutter stritten, zu unterdrücken. Also beschloß er denn, die Verbindung mit Rosetten so lange, als seine Mutter noch lebe, aufzuschieben.

Auch Rosette ließ sich diesen Aufschub sehr gern gefallen, Treue Liebe flößt völlige Unterwerfung gegen den geliebten Gegenstand ein. So dachte Rosette ihrem Liebhaber gleich, und sie hielt seine Entschlüsse für heilig, und sahe sie völlig für Resultate der Keuschheit, des Edelmuths, und der Tugend an.

Jedoch unsre Liebende fanden gar bald, daß ihre romantische Unterdrückung der zärt-

lichsten Leidenschaft ein leerer Traum war, der ihre Phantasie täuschte, und ihr Herz unberuhiget ließ. Die Erfüllung einer so heiligen Pflicht, als sie beobachteten, reichte noch lange nicht zu Vollendung ihres Glücks zu. Andere Empfindungen bestürmten ihre Herzen, und forderten mit Ungestüm Genugthuung.

Johann dachte also auf Mittel, dieser, für sie beyde, so peinlichen Lage, nur einigermaßen abzuhelfen. In Rosettens ununterbrochener Gesellschaft, glaubte er, würden sie beyde die unangenehme Zeit bis zu ihrer Verbindung ertragen können. Seine Mutter sollte also Rosetten einstweilen als Gehülfin zu sich nehmen. Dies geschah; die junge Schöne stellte jedoch keine Bediente bey seiner Mutter vor, sondern sie war ihr nur in so fern untergeordnet, als das Alter vor der Jugend schon von Natur gewisse Vorrechte hat.

Rosette erwies sich überaus treu, und fleißig in allen Verrichtungen, welche ihr die Mutter ihres Geliebten auftrug. Johann belohnte sie mit seinem Beyfall, und er dachte unaufhörlich darauf, ihr den Aufenthalt in

in seinem Hause zu veredeln. Ihre Lebensart mit einander glich der, aus den Zeiten des goldnen Alters, wo die Liebe noch unter dem Schutze der Tugend, die Herzen der Menschen beseligte. Vertrauliche Spaziergånge fůllten ihnen im Sommer die můßigen Stunden aus. Dann freuten sie sich der Schönheiten der Natur, und fanden allenthalben Spuren der allgemeinen Liebe in der Schöpfung. Oft setzten sie sich zusammen unter den Schatten einer hohen Eiche, die auf der großen Wiese hinter dem Garten stand. Bald sprachen sie mit einander von ihren Angelegenheiten; bald arbeitete Rosette an einem Nåh- oder Strickzeuge dazu: Johann spielte ihr auf der Feldflöte sůße Melodien vor, die er selbst erfunden hatte, oder er stimmte einen frölichen låndlichen Gesang mit ihr an, und sie belohnte ihn dafůr mit dem sůßen Lächeln der Zufriedenheit, und mit dem Blick der innigsten Liebe. Bey låndlichen Lustbarkeiten fůhrte er sie zum frölichen Reihentanz, und schmůckte sie mit den reizendsten Blumen, die er selbst fůr sie zog, und die niemand, als er, besaß. Die ersten Frůchte des Frůhlings und des Herbstes waren ihr

gewidmet, und auf allen Jahrmärkten in der Nachbarschaft suchte er die besten ländlichen Zierrathen für sie aus, und brachte sie ihr. Alle andere Mädchen beneideten die glückliche Rosette, um ihren eben so glücklichen Liebhaber. Manche wetteiferten auch mit ihr in der Tugend und guten Aufführung, um sich eben so viel Glück in der Liebe zu erwerben, wie sie.

So verflossen drey Jahre, ohne daß irgend ein verdrüßlicher Umstand die Eintracht, und das unschuldsvolle Glück dieser beyden Liebenden störte. Um diese Zeit aber starb der alte Herr von Wilchwitz, und das Gut fiel, als ein Weiberlehn, an eine gewisse Frau von Rinteln, die seine nächste Verwandtin war, und sich bisher im Hannöverischen bey einem noch entfernteren Anverwandten des Verstorbenen aufgehalten hatte. Sie war erst zwey und zwanzig Jahr alt, und Wittwe von einem ziemlich bejahrten hannöverischen Offizier, von welchem sie auch schon sein ziemlich beträchtliches Vermögen geerbt hatte. Vollkommenheiten an Seele und Körper zierten Karolinen; so hieß unsere reiche Erbin: denn sie verdiente ein Muster der

Recht-

Rechtschaffenheit, und eine Schönheit vom ersten Range genennet zu werden. Eine große, schön gebaute Blondine, mit blauen schmachtenden Augen, einer blühenden Farbe, und einem Busen, der eine Juno nicht entehren würde; was konnte man vortrefflicheres sehen? — Majestät und hohen Adel im Betragen, Gang und Anstand, verband sie mit der freundlichsten Herablassung, und mit der sanftesten Güte; wessen Herz hätte sie nicht zur Hochachtung und Liebe aufgefordert? —

Diese schöne und reiche Dame wurde also nunmehr die Herrschaft unsres Johanns, und seiner Familie. Sie beschloß, künftig auf dem geerbten Gute zu wohnen, und so schickte sie, nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres Oheims, einen vertrauten Diener voraus, der von dem Gute, in ihrem Namen, Besitz nahm, und den Unterthanen den Tag der Ankunft ihrer neuen Herrschaft meldete. Johann erfuhr von dem Bedienten, der ihn vorläufig in seinem Pachte bestätigte, daß die Frau von Rinteln eine große Freundin des Landlebens, und eine Liebhaberin von ländlichen Festen sey. Er stellte also auf den Tag ihrer Ankunft eine derglei-

chen ländliche Festivität an. Der Geistliche des Orts und der Gerichtshalter waren ihm dazu behülflich. Doch gieng übrigens alles nach seiner Anordnung.

Als der festliche Tag erschien, ritten zwölf junge Bauernsöhne, in stattlicher Landkleidung, und auf schönen, mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden, der Patronin eine Stunde weit entgegen. Johann war an ihrer Spitze. Seine Schönheit leuchtete vor seinen Kameraden, wie die Lilie unter Feldblumen hervor. Er ritt einen schönen, großen Isabellfarbnen Hengst, den er von dem verstorbenen Herrn auf seinem Todtbette geschenkt bekommen hatte. Ein geschmackvolles Reitzeug, ohne ländlichen Putz, schmückte das edle Thier, das stolz auf seinen Reuter, voll Majestät einher trabte. Johann, der schlanke, schöne Jüngling saß, wie aufgegossen darauf. Ein runder schwarzer Hut mit einem grünen Federbusche bedeckte einen Theil seines fliegenden blonden Haares. Eine kurze grüne Jagdweste, darüber ein silbernes Kuppel, knappanliegende weißlederne Beinkleider, steife gewichste Stiefeln, und silberne Sporen, gaben ihm mehr das Ansehen

eines

eines jungen Edelmanns, als eines ländlichen Pachters.

Karoline hatte schon viel von diesem grossen ländlichen Genie gehört. Besonders war ihr auch seine Schönheit, seine Artigkeit, und sein Edelmuth gerühmt worden. Das Lob seiner Verdienste war schon bis zu ihr erschollen; und sie freute sich daher schon im voraus, diesen merkwürdigen jungen Mann kennen zu lernen.

Jtzt nun, als sie den Trupp der Reuter ihr entgegen kommen sah, ahndete sie sogleich, daß er ihrer Einholung galt. Johann fiel ihr schon von weiten in die Augen; sie wußte nicht, was sie von diesem Reuter denken sollte: denn er sah' ihr, für einen Pachter viel zu vornehm aus. Aber wie angenehm wurde sie überrascht, als der schöne Jüngling, bey Annäherung an ihren Wagen vom Pferde stieg, seinen Trupp halten ließ, dem einen Bauern sein Pferd gab, mit entblößtem Haupte vor den Schlag ihres Wagens trat, und sie also anredete:

„Gnädige Frau sehen Sie in mir einen ihrer ersten, und getreuesten Unterthanen, den Pachter Johann Hellfried!

„wir alle wünschen uns Glück, eine Dame „von Ihren Verdiensten zu unsrer künftigen „Beherrscherin und Beschützerin zu bekom„men. Ich freue mich, Ihnen die Versicherung „geben zu können, daß Sie an uns eine „gutmüthige Art Menschen finden werden. „Um Ihnen das zu beweisen, sind wir „Ew. Gnaden entgegen gekommen, und „wir wünschen nichts angelegentlicher, als „auf jede Weise, die Gnade verdienen zu „können, die Sie uns außer allen Zwei„fel schenken werden.

Johann sprach diese Worte, mit einem so edlen, freyen Anstande, und in einem so sanften, aber doch gesezten, und männlichem Tone, daß Karoline darüber erstaunte. Alles stand ihm so wohl an; alles an ihm verkündigte auf den ersten Blick, den außerordentlichen Menschen, für welchen er schon bekannt war. Ihn nur gleichgültig anzusehen, war unmöglich, denn ihn sehen, und ihn bewundern, war eins. Karoline reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und antwortete:

„Es freuet mich sehr, mein lieber Hell„fried, Sie kennen zu lernen, da ich schon „so viel Gutes von Ihnen gehört habe.

„Mit

„Mit warmen Herzen danke ich Ihnen,
„für Ihre Bemühung, als Zeichen Ihrer
„Liebe für mich. Ich will mich bestreben,
„Ihnen zu zeigen, daß ich gute Untertha-
„nen zu schätzen weiß. Itzt aber setzen
„Sie sich wieder zu Pferde, und reiten
„Sie neben mir, daß ich weiter mit Ih-
„nen sprechen kann.

Schnell schwung er sich wieder auf seinen Hengst, ließ sechs Bauerbursche vor, und sechse hinter dem Wagen reiten. Er selbst aber ritt in der Mitten, und sprach mit der Frau von Rinteln, die es gar nicht satt werden konnte, ihn zu betrachten, und sich an seiner Schönheit zu ergötzen. So gelangten sie an den Eingang des Dorfs. Hier standen nun die sämtlichen Gerichtsunterthanen, in eine Gasse gestellt, die vom Eingange des Dorfs, bis an das Thor des Ritterguts reichte. Zugleich wurden einige Kanonen gelöset, welche Johann in einer benachbarten Festung geborgt, und aufgepflanzt hatte. Kaum war Karoline in den Hof hinein, so ließen sich von dem Altan herab Trompeten, und Pauken hören. Auf dem Hofe empfieng sie der Schulmeister, mit der ganzen Schul-

jugend. Der Pfarrer, und der Gerichtshalter kamen ihr entgegen, statteten kürzlich ihre Glückwünsche ab, und führten sie unter fortdauerndem Trompeten- und Paukenschall, in das Wohnhaus. Johann folgte nach, nachdem er seine Bauerbursche hatte absitzen lassen, und sie vor die Thür auf beyden Seiten, in Parade gestellet hatte. Noch mehr wurde nun unsre Dame überrascht, als sie im Vorhause von dreyzehn jungen Bauermädchen, an deren Spitze Rosette stand, empfangen wurde. Es waren die schönsten in der ganzen Herrschaft; doch unterschied sich Rosette vor den übrigen durch mehrere Feinheit im Anstand, Betragen und Putz, ob sie gleich, wie ihre Gespielinnen nur in Bauertracht gieng. Diese Mädchen trugen Blumenkränze, von der feinsten Gattung, in das Wohnzimmer, so daß, als Karoline hinein trat, ihr ein balsamischer Blumen, und Kräutergeruch entgegen duftete. Rosette hingegen brachte ihr ein mit Blumen umwundenes Handkörbchen, worinnen auf einem von Rosen erbauten Hügel ein Gedicht lag, welches der Gerichtshalter gemacht hatte. Sie umarmte Rosetten, und indem sie ins Wohnzimmer trat,

begann der Schulmeister auf dem Vorsaal eine Musik, welche eine gute Viertelstunde dauerte. Inzwischen laß die Frau von Rinteln das Gedicht, bedankte sich bey dem Gerichtshalter, und unterhielt sich endlich mit Rosetten, welche sie auf den ersten Anblick lieb gewann.

Alsdenn trat der Pfarrer auf, hielt eine kleine Glückwünschungsrede, und nach deren Endigung, beschloß wieder eine rauschende Musik mit Trompeten und Pauken, die ganze Feyerlichkeit. Unter die versammelten Unterthanen ließ die Frau von Rinteln, Bier und kalte Speisen austheilen, machte ihnen auch ein ansehnliches Geldgeschenk; Johann und Rosette aber wurden mit an ihre Tafel gezogen, wobey sich denn beyde immer mehr bey ihr in Gunst sezten. Besonders konnte sie es gar nicht satt werden, den schönen Jüngling, der ihr gerade gegen über saß, zu betrachten, und ihn sprechen zu hören: denn seine Sprache war die einnehmendste Musik, und das, was er vorbrachte, übertraf an Weisheit und Verstand, die Aussprüche manches, unter Menschen, und Büchern grau gewordenen Mannes.

Gegen Abend ließ die Frau von Rinteln, unter den ländlichen Jünglingen, und Mädchen, einen Tanz veranstalten, der auf einem grünen Platze gehalten wurde, welcher sich auf dem Hofe, gerade vor dem Fenster des Wohnzimmers befand. Johann bekam Auftrag, den Ball zu eröfnen. Er that es mit seiner Rosette; und hier zeigte er sich wieder auf der glänzendsten Seite: denn er tanzte mit so vieler Geschicklichkeit und Feinheit, daß ihn jedermann bewundern, und ihm mit Vergnügen zusehen mußte. Er hatte in einer benachbarten Stadt einmal eine Allemande tanzen sehen. Sein Genie erfand nach dieser, bald eine andere, die er Rosetten gelernt hatte. Alle Touren und Wendungen darinnen drückten die höchste Zärtlichkeit der Tanzenden gegen einander aus, und — man kann sich leicht vorstellen, daß Johann und Rosette viel Empfindung für einander, darinnen merken ließen.

Die Frau von Rinteln vergnügte sich zwar ebenfalls nicht wenig an diesem Tanze; doch verweilte ihr Auge immer mehr auf Johann, als auf Rosetten. Ja! sie wäre, die Wahrheit zu sagen, lieber selbst an der

Stelle

Stelle dieses Mädchens gewesen. Wenigstens konnte sie schon damals, ohne eine gewisse unangenehme Empfindung, nicht dran denken, daß Rosette die Geliebte dieses schönen Jünglings war.

Inzwischen gieng der Tanz, und mit ihm auch die ganze Feyerlichkeit dieses Tages zu Ende. Johann und Rosette empfahlen sich ihrer Gebieterin zu Gnaden, und giengen vergnügt nach Hause. Jedermann legte sich mit ruhigem, und heiterem Gemüthe schlafen. Nur die neue Gutsbesitzerin nicht, welche wirklich nicht die angenehmste Nacht hatte.

Kaum war sie allein auf ihrem Zimmer, so brach eine Empfindung in ihrer Seele aus, welche sie, vergebens zu unterdrücken, sich bemühte. Es war die Liebe, — und zwar die Liebe für ihren reizenden Pachter, — eine Leidenschaft, die in der Heftigkeit ihrer Geburt, wie der Tod, alles ungleiche gleich macht. Karolinens erster Blick, auf unsern Helden, zündete diese Liebe in ihrem Herzen an. Allein itzt empfand sie, auch, daß diese Leidenschaft ihr Elend seyn würde: denn war Johann nicht weit unter ihrem Stande? — und — war er nicht schon der bestimmte

Bräu-

Bräutigam einer andern? — gleichwohl vermochte sie ihre Empfindungen für ihn nicht zu besiegen. Die ganze Nacht hindurch schlug sie sich bald mit süßen Vorstellungen von den Reizen Johanns, bald mit dem fürchterlichen Gedanken herum, daß diese Reize für sie, so gut als verlohren waren. — Unruhig erwachte sie am Morgen, und sie stand mit dem Vorsatze auf, zu versuchen, ob sie fähig sey, ihr Herz vor dieser unschicklichen Liebe wieder zu verschließen.

Die gute Karoline! — sie kannte die Liebe und ihr eigenes empfindsames Herz noch nicht, wenn sie dieß für möglich hielt. Vergebens bekämpfte sie ihre Gefühle: denn sie sahe, und sprach täglich mit ihrem Johann, und mit jedem Worte, das sie mit ihm wechselte, mit jedem Blicke, den sie von ihm erhielt, bekam die Glut ihrer Liebe noch mehr Nahrung. Endlich schwand jener löbliche Vorsatz in ein leeres Nichts dahin, und an seine Stelle trat ein andrer, nämlich der, zu versuchen, ob sie Johann nicht seiner Rosette untreu machen könne? Um dieses durchzusetzen, sparte sie weder Mühe, noch List,

und sie glaubte um so mehr zu siegen, je weniger Rosettens Schönheit die ihrige abwog.

Johann wußte zwar von dem allen nichts. Doch war er viel zu klug dazu, als daß er aus dem gar zu gnädigen und freundlichen Betragen seiner Gebieterin gegen ihn, nicht ihre wahren Empfindungen für ihn hätte ahnden sollen. Anstatt ihn in seiner Treue gegen Rosetten wankend zu machen, bestärkte ihn diese Entdeckung vielmehr in dem Vorhaben, ihr bis in den Tod getreu zu bleiben. Er suchte also, der Liebe seiner Gebieterin auf jede Weise auszuweichen, und mit aller Feinheit eines Mannes von Kopf, benahm er ihr alle Hoffnung auf sein Herz, ohne daß sie ihn eines Mangels der Ehrerbietung gegen sie beschuldigen konnte.

Karolinen entgieng die Ursache seines Betragens gar nicht. Sie kränkte sich darüber; aber ihre Leidenschaft stieg doch immer höher, und sie beschloß nunmehr, alle glänzende Vortheile weltlicher Hoheit aufzubieten, um den Johann an ihre Hand zu fesseln; denn sie dachte viel zu edel, und war viel zu tugendhaft dazu, als daß sie ihn blos zum Opfer ihrer Sinnlichkeit hätte machen wollen.

Mit diesen Waffen hoffte sie ihren Liebhaber gewiß zu überwinden. Sie kannte zwar Rosetten, als ein reizendes Mädchen. Allein sie glaubte doch auch überzeugt zu seyn, daß ihre eigne Schönheit Rosettens Reize noch hinter sich lasse. Sie schmeichelte sich, aus Erfahrungen, die sie von dem Laufe der großen Welt hernahm, daß ihre Annehmlichkeiten, Rosettens bloßes natürliches Betragen besiegen müßten: denn eine polirte Lebensart schien ihr vor ungeschminkter Einfalt, und kunstloser Unschuld doch immer viel Vorzüge zu haben. Hierzu kam noch ihr Reichthum, und ihr hoher Stand, zwey Vortheile, die schon manchen andern Mann nach ihrer Hand lüstern gemacht hatten; und sie konnte sich nicht vorstellen, daß solche glänzende Aussichten nicht einmal die Beständigkeit eines Liebhabers sollten wankend machen können.

Nur bedachte die ehrliche Dame nicht, daß der Mann, welchen sie vor sich hatte, eben so weit über alle eigennützige Absichten erhaben war, als er Rang und Adel nur für Götzen der Thoren achtete. Die gewöhnliche Unbeständigkeit leichtsinniger Seelen kannte er

gar

gar nicht, und was mit Grundsätzen der Tugend stritt, das verabscheuete er. So gut auch die Rinteln seine Grundsätze kannte, so verblendete sie doch ihre Leidenschaft, den standhaften Jüngling nach Begriffen zu messen, die sie nur in der großen Welt, wo die Tugend oft von Eitelkeit und Wollust mit Füßen getreten wird, gesammlet hatte.

Jedoch, wir wollen sehen, wie weit sie es in ihren Bemühungen brachte. Sie glaubte einen wichtigen Schritt gethan zu haben, wenn sie seine Mutter auf ihre Seite brächte, weil Johann viel auf sie hielt, und ihr Wille ihm fast immer Befehl war. Sie wendete sich also an diese Frau, und entdeckte ihr die Absichten, welche sie auf ihren Sohn habe. Sie wollte ihn nämlich in den Adelstand erheben lassen, und ihn alsdenn heyrathen. Dabey versicherte sie die Frau — Hellfried von ihrer Freundschaft, und Liebe für sie und ihren Sohn, und gab ihr zu verstehen, daß es nun in ihrer Gewalt stehe, ihren Sohn zu Annehmung dieses Vorschlags zu bewegen, und ihn dadurch zu einen vornehmen, reichen und glücklichen Mann zu machen. Es sey so

gar Pflicht ihres Sohnes, sezte sie hinzu, gegen sich, und seine Mutter, sich und sie aus dem Staube empor zu heben, und die Wege der Vorsehung, die ihn so gerade zu zu seinem Glück führten, nicht zu verschmähen: denn außerdem würde sie ihm nicht nur den Pacht nehmen, sondern ihn auch ganz aus ihrem Dienste verweisen müssen, weil es ihrer Ehre und ihrer Ruhe nachtheilig sey, einen Menschen vor sich zu sehen, der ihre Liebe zu verachten, undankbar genug gewesen sey. Für Rosetten, sagte sie, wolle sie auch sorgen, und ihr zu Treffung einer guten Parthie, eine ansehnliche Mitgift verehren.

Fast immer hat das Alter, mehr oder weniger seinen Antheil am Geize. Auch Johanns Mutter war nicht ganz davon frey. Sie fand viele Reize in den Vorschlägen der Frau von Rinteln. Die vorgespiegelte Erhebung ihres Sohnes blendete ihre Eitelkeit. Zwar dauerte es ihr, daß die arme Rosette das Opfer dieser Erhebung seyn sollte: denn sie liebte dieses gute Mädchen wirklich und hatte sie längst als ihre Schwiegertochter betrachtet. Aber sie konnte sich doch nicht überwinden, ihr die Verbindung mit der Frau von

Rin-

Rinteln aufzuopfern Sie versprach also dieser Dame, die schon gewonnen Spiel zu haben glaubte, den Johann zu ihren Absichten zu bewegen, und sie machte wirklich einen sehr ernstlichen Versuch damit.

Der Erfolg aber entsprach, wie man sich leicht denken kann, der Erwartung der verliebten Dame gar nicht. Johann war standhaft genug, den ganzen Vorschlag zu verwerfen. Weit erhaben über alle Reize des hohen Ranges und des Reichthums, antwortete er seiner Mutter: sie möge ihn künftig mit dergleichen Versuchungen verschonen, er verlange kein Edelmann, und kein reicher Mann zu seyn: denn beydes mache niemand, am allerwenigsten ihn glücklich: aber ein Mensch zu seyn, das wäre sein Stolz, und der Natur treu zu bleiben, hielte er für seine Würde, und für seinen Adel; Rosettens Besitz könne ihn allein in der Liebe glücklich machen, und — gesetzt auch, die Frau von Rinteln nähme ihm den Pacht, so hätten sie vier gesunde Hände, diese wären ihnen Reichthum genug, und Fleiß und Arbeit würden sie vor allem Mangel schützen. — Da half nun auch kein Bitten, und kein Vorstellen.

Er blieb bey seinem Entschluß, und bat seine Mutter, solchen der Frau von Rinteln zu hinterbringen. Sie that es zwar mit vielerley Entschuldigungen, konnte es aber doch nicht ganz verhindern, daß ihre Gebieterin nicht einigermaßen darüber entrüstet ward.

Doch ihre Liebe hatte zu tief Wurzel gefaßt, als daß sie hätte zurücktreten sollen. Der Widerstand befeuerte sie nur noch mehr. Einmal hatte sie sich so weit herabgelassen, einem Mann unter ihrem Stande, ihre Hand anzubieten. Auf halben Wege wieder umzukehren, hielt sie ihrer Würde für nachtheilig. Sie beschloß also, die Macht ihrer Reize, zu Besiegung ihres Geliebten, zu brauchen, da er durch Rang und Vermögen nicht gefesselt werden konnte. Und sie versprach sich davon bey einem Jünglinge von so warmen Blute, als Johann war, einen erwünschteren Erfolg.

Johann hatte ihr Pachtgelder zu bezahlen. Da er den Termin allemal sehr pünktlich zu halten pflegte, so wußte sie den Tag, wenn er zu ihr kommen würde. Und das geschah gemeiniglich vor Mittag gegen zehn Uhr. Sie kannte ihre Schönheit, und

und sie gab sich Mühe, solche itzt noch durch Kunst zu erheben, und sie dem Johann in ihrer ganzen Pracht zu zeigen. Ein verführerisches Negligee hielt sie für die schicklichste Kleidung, um seine Begierden zu entflammen, und — im Rausche der Sinnlichkeit — glaubte sie sein Herz, wie im Sturm zu erobern. Seine Vernunft, schmeichelte sie sich würde den Empfindungen des Herzens bald unterliegen, und die Annehmung ihrer Vorschläge würde das Resultat davon seyn.

Johann erschien zur bestimmten Zeit. Nie hatte sich Karoline noch in der Morgenkleidung vor ihm sehen lassen. Er stutzte also schon nicht wenig, als er itzt gerade das Gegentheil fand: denn die Frau von Rinteln hatte bloß ein Corset und einen Rock von weissem Cattun an der wie Schnee blendete. Das erstere saß ihr so knapp, und der leztere war so leicht über sie hingeworfen, daß, bey der geringsten ihrer Bewegungen, die schön gerundeten Theile ihres Körpers sehr lebhaft in die Augen fielen. Wie die aufgehende Morgenröthe blühten ihre Wangen; ihr grosses blaues Auge drückte sanfte Schwärmerey und Empfindung aus; aufgelöst floß ihr langes blon-

des Haar um ihren silberweißen Nacken, und ihr voller blendender Busen war in ein dünnes Flortuch nur so weit eingehüllet, als es nöthig war, das Auge zu gelüsten, und das Herz zu entflammen.

Sie empfing Johann mit ungemeiner Freundlichkeit, drückte ihm die Hand, und bat ihn, auf einem Sopha Platz zu nehmen. Aber alles dieß brachte ihn nicht aus seiner Fassung. Er verbat diesen Platz, stellte sich ganz kaltblütig an einen Tisch hin, und fing an, sein Geld aufzuzählen. Die Frau von Rinteln ließ inzwischen eine Bouteille ungarischen Wein bringen. Aber alle ihre Zuredungen vermochten es nicht über ihn, daß er mehr, als ein einziges Glas trank.

Nunmehr war das Geld aufgezählt. Karoline sah' es nur ganz flüchtig durch, und sagte:

„es wird wohl richtig seyn, lieber Hell„fried!

Er griff nach seinem Hute, und machte Miene, sich wieder zu empfehlen.

„Wollen Sie sich denn auch nicht einen „Augenblick bey mir niedersetzen?

fragte ihn aber Karoline, mit so unwidersteh-

lich sanftem Ausdruck, und Ton, daß sich Johann nicht entbrechen konnte, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Es würde wider die, Ew. Gnaden
„schuldige Ehrerbietung seyn.

sagte er dabey,

„wenn ich aus Eigensinn Ihre Gnade
„von mir weisen wollte.

Geschwind saß sie neben ihm, und faßte seine Hand, mit dem Vorsatze, sie nicht eher wieder loßzulassen, bis sie ihn besiegt habe.

„Sie könnten eine zärtlichere Sprache
„mit mir führen, lieber Hellfried!
„wenn Sie nicht so eigensinnig wären!

Unter diesen Worten drückte sie seine Hand, und blickte ihm schmachtend in die Augen.

„Meine beste, gnädige Frau!

antwortete er,

„ich verehre Sie gewiß mit der wärm-
„sten Empfindung meines Herzens.
„Aber — ich kenne meinen Stand —
„ich weiß, daß ich Ihrer Zärtlichkeit
„unwürdig bin.

K. Ach! lieber Freund! Sie sind doch ein so
„kluger Mann! wissen Sie denn noch
„nicht, daß die Zärtlichkeit, allen Un-

„terschied des Standes aufhebt? und —
„habe ich Ihnen nicht durch Ihre Mutter
„sagen lassen, daß es Ihnen nur ein ein-
„ziges Wort kostet, um mir am Stande
„gleich zu seyn? — will ich nicht alles
„für Sie thun? — und — hab'
„ich nicht auf alle Delicatesse meines Ge-
„schlechts und Standes resigniret, um
„Ihnen selbst zu sagen, daß ich gegen Ih-
„re Verdienste nicht gleichgültig bin? —
„reget sich denn keine Empfindung der
„Dankbarkeit in Ihrem Herzen? — und
„bin ich denn nicht schön, und gut genug,
„um, für mich, ein Mädchen zu vergessen,
„die wenig, oder nichts darunter verliert,
„weil ich sie vielleicht glücklicher machen
„will, als sie durch die Verbindung mit
„Ihnen wird? — Wohlan, lieber Hell-
„fried! lassen Sie Ihre romanhaften
„Gesinnungen fahren! ich weiß, daß Sie
„mich hoch schätzen! — geben Sie mir
„einen zärtlicheren Namen, als das kalte
„Wort: Gebieterin! ich will ihr Weib seyn,
„ein liebes, gutes, treues, zärtliches Weib.
„—Ach! — wie glücklich könnten wir in
„dem Besitz unserer Herzen leben! —

Hier

Hier umschlang sie ihn mit beyden Armen, sank mit ihrem Haupt an seinen Busen, und — Thränen stürzten aus ihren Augen. Johann besaß ein weiches, zärtliches Herz; unaussprechlich rührte ihn daher Karolinens unglückliche Leidenschaft. — Das schönste, reizendste Weib unter der Sonne lag an seiner Brust, und flehte mit Thränen um seine Liebe; alle Schätze ihrer Schönheit waren ihm zum Genuß eröffnet; — welcher Mann an seiner Stelle würde noch widerstanden haben? — Auch dachte er viel zu redlich dazu, als daß er ihr Herz nicht hätte schonen sollen.

„Fassen Sie Muth, gnädige Frau!

sagte er,

„lassen Sie mir Zeit, ein Mittel zu erfinden,
„das uns beyde zur Zufriedenheit führet! Kann Sie dieß Bekenntniß einstweilen beruhigen, so sage ich Ihnen:
„ich liebe Sie — ich bete Sie an! denn
„wer kann Ihren Reizen widerstehen?
„Aber —

„Kein aber,

antwortete Karoline, indem sie zärtlich ihren

ren Mund auf den seinigen drückte, und ihn mit ihren Küssen bedeckte,

„Sie haben gesagt, daß Sie mich lieben!
„ich halte Sie beym Wort, oder — Sie
„haben mich hintergangen — sind nicht
„der Wahrheit liebende ehrliche Hellfried:
„denn wahre Liebe duldet keine Theilung
„des Herzens.

Johann war ziemlich in die Enge getrieben. Wenigstens befand er sich in Verlegenheit, wie er sich wieder aus der Sache ziehen sollte: denn sein gutes Herz hatte ihn verleitet, mehr zu sagen, als er verantworten konnte.

„Ich werde nicht widerrufen, gnädige
„Frau!

sagte er,

„aber das darf und muß ich hinzusetzen,
„daß ich Rosetten mehr liebe, als Sie —
„und daß diese nur allein das Glück mei-
„nes Lebens befördern kann. Doch —
„wenn Sie mir Zeit lassen — vielleicht
„finden Sie mich am Ende, Ihrer Achtung
„noch würdiger, als itzt. Erlauben Sie
„mir, daß ich mich Ihnen empfehle. Ich
„will Ihnen meinen Entschluß schriftlich
„eröffnen.

„Nein!

Nein! nein!

versezte sie,

„ich lasse Sie nicht aus diesen Armen, bis
„Sie mir versprochen haben, Rosetten
„zu entsagen:

denn sie hielt ihn noch immer umarmt, und spante alle Kräfte an, ihn mit den Schlingen ihrer Reize zu fangen.

„O! Johann! Geliebter meines Herzens!“ fuhr sie fort, indem sie seine Hand an ihren vollen Busen drückte,

„bin ich nicht schön, und gut? und bin
„ich nicht deiner werth? — wo ist ein
„Fehler an mir? — kann sich Rosette
„wohl mit mir messen? und kannst du
„wohl noch balanciren, ob du mich ihr
„vorziehen willst?

Die Versuchung war groß. Jeder andre wär' ihr nicht entgangen. Nur Johann wußte sich auch über die Reize einer Huldgöttin zu erheben; nur er konnte den Lockungen der Sinnlichkeit trotzen; nur er konnte der verführerischen Dame antworten:

„Gnädige Frau! Sie würden mich in der
„Folge verachten, wenn Ihre Reize über
„meine Tugend siegten, und mich zur Un-

treue

„treue an meiner Geliebten verleiteten! Ist
„Ihnen Ihre eigene Ehre lieb, so entlas-
„sen Sie mich itzt, und rechnen Sie dar-
„auf, daß der heutige Vorgang ewig in
„meiner Brust verschlossen bleiben wird!

Das war zu viel für die arme Karoline, die nach gerade anfing einzusehen, daß sie, ohne Verlust ihrer Ehre, nur bey einem Manne, wie Johann war, die Sache so weit hätte treiben können. Ein, sie noch umschwebender Engel der Tugend gab ihr Kraft, von dem Sopha aufzustehen, und ihren Geliebten in Freyheit zu lassen. Sie gab ihm noch einen Kuß, und sagte:

„Nun, wohl! gehen Sie hin! schonen
„Sie meine Ehre, und lassen Sie mich
„nicht lange auf Ihren Entschluß war-
„ten!

Er küßte ihr die Hand, und verließ stillschweigend das Zimmer, gerührt von dem Unglück seiner Gebieterin, und voll Mitleid, mit der Schwäche des weiblichen Herzens, das so oft unter der Sklaverey seiner Leidenschaften seufzet, und — nicht selten ganz erliegt. —

Doch — größer, als Menschen gewöhnlich seyn können, wäre Johann allerdings gewe-

gewesen, wenn das blendende Anerbieten der Frau von Rinteln gar keinen Eindruck auf sein Herz hätte machen sollen. So wenig er auch Hang zur Sinnlichkeit hatte, so mußte er sich doch selbst gestehen, daß Karolinens körperliche Reize, Rosettens Schönheit weit übertrafen. Das edle Herz der Dame hatte er schon längst erprobt; —— kurz, er stellte wirklich Ueberlegung darüber an. Einige Tage über, gieng er wie ein Träumender umher, und niemand wußte seinen Tiefsinn zu ergründen. Selbst Rosette bemühte sich vergebens, ihn darüber auszuforschen: denn er schonte ihr Herz viel zu sehr, als daß er es mit den Schrecken der Eifersucht hätte quälen sollen. Er wußte wohl, daß Rosette, so bald sie erführe, was ihrer Liebe für Fallstricke gelegt würden, in Zaghaftigkeit verfallen, und aus Ehrfurcht für ihre Gebieterin, vielleicht gar auf den Einfall kommen könnte, ihr ihre Rechte an sein Herz abzutreten. Um allen diesen Besorgnissen vorzubeugen, verschwieg er also Rosetten alles, was mit ihm vorgieng, und entschied endlich nach der Stimme seines Herzens.

Diese rufte ihm zu, trotz allen Versuchungen, doch Rosetten treu zu bleiben. Er schrieb also der Frau von Rinteln diesen Brief:

„Gnädige Frau.

„Schon die Gesetze der Natur fesseln „mich mit unauflöslichen Banden an Rosetten, wenn auch mein Herz dieses liebenswürdige Mädchen zu vergessen fähig „seyn könnte: denn ich habe ihr, unter den „Augen Gottes, ewige Liebe und Treue „zugeschworen. Sie sind viel zu edel, „und viel zu großmüthig dazu, als daß „Sie einem Niederträchtigen, der seinen „Eid verlezt, ihre Hand geben sollten. „Entlassen Sie mich also der Gnade, die „Sie mir zugedacht hatten, und nehmen „Sie lieber mein Leben hin, wenn der „Verlust desselben Sie versöhnen kann: denn „ewig können Sie dennoch, auf die tiefste „Verehrung rechnen

Ihres

unterthänigen

Johann Hellfried.

Die Frau von Rinteln nahm diesen Brief auf, wie man gewöhnlich dergleichen Hiobsposten auf-

aufzunehmen pflegt. Sie ärgerte sich darüber, ließ ihre Wehmuth in Thränen ausbrechen, war einige Zeit über keines Menschen Freundin, und — besann sich endlich auf andere Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen. Denn sie wollte dennoch schlechterdings siegen, und sie konnte es durchaus nicht leiden, daß sie an Großmuth und Standhaftigkeit so weit unter Johann stehen sollte. Ihre Liebe zu ihm war durch seinen Widerstand noch lange nicht geschwächt — geschweige denn gar vertilgt.

Hier dünkte ihr denn nun kein andres Mittel mehr übrig zu seyn, als zur List und zur Kabale Zuflucht zu nehmen. Auch dazu ist die Liebe bereit, so bald sie auf andre Weise nicht befriedigt werden kann. Die edelsten Seelen werden zu dergleichen unedlen Thaten fähig. Und das war auch der Fall unsrer sonst so edel denkenden Frau von Rinteln.

Rosette würde vielleicht eher zur Untreue zu verleiten seyn — dachte sie — denn sie ist ja ein Weib; und wie schwach sind nicht die Weiber in der Stunde der Versuchung! — Dadurch hoffte sie ihre Verbindung mit Johann

hann auf einmal zu trennen, und denn zweifelte sie auch nicht, daß dieser gegen ihre Reize länger Stich halten würde. Rache an dem geliebten Gegenstande, der uns hintergeht, hielt sie für die unwiderstehlichste Empfindung des Hintergangenen, und diese Rache sollte ihr zu ihrem Zweck verhelfen.

Aber wer sollte ihr diesen Plan ausführen helfen? Um Rosetten untreu zu machen, dazu gehörte ein Mensch von nicht geringen Vorzügen. Er mußte wenigstens ein anderer Johann seyn. Dafür wußte Karoline lange keinen Rath: denn in der ganzen Gegend taugte keine männliche Seele dazu. Endlich fiel sie auf ihren Bruder, der sehr arm, und Offizier in hannöverischen Diensten war. Durch Unterstützung mit Gelde hoffte sie diesen leicht zu ihren Absichten zu bewegen: denn der junge Herr liebte die freye Lebensart, und hatte viele Schulden, die ihn bisweilen nicht wenig ängstigten.

Herr von Sallern, so hieß der Offizier, wurde also von seiner Schwester beordert, auf einige Monate zu ihr auf Urlaub zu kommen. Er nahm diese Einladung mit desto größerem Vergnügen an, weil er sich

schmei-

schmeichelte, daß ihn seine Schwester, ohne ein hübsches rundes Sümmchen nicht wieder würde ziehen lassen, und so kam er denn glücklich, und wohlbehalten auf ihrem Gute an.

Die Natur hatte für Sallern wirklich mütterlich gesorgt: denn er war ein schöner blonder, blühender Jüngling von vier und zwanzig Jahren, voller Verstand, und nicht ohne ein Herz, das vortrefflich geworden seyn würde, wenn es nicht gleich in der zartesten Jugend in verführerische Hände gefallen wäre. Er trug eine rothe Uniform, reich mit Golde besezt, hatte Erfahrung in Liebeshändeln, und wußte sich dem schönen Geschlechte durch ein gewisses freymüthiges, und angenehmes Betragen sehr interessant zu machen. Kurz, er war ganz so beschaffen, wie ihn die Frau von Rinteln zu ihren Absichten wünschte und brauchte.

Aber ehe er noch ankam, hatte sie schon dafür gesorgt, daß Johann und Rosette ihr nicht auf die Spur kamen: denn sie that nunmehr, als ob sie ihre Absichten auf ersten völlig aufgegeben habe. So gar stellte sie sich, als ob sie dessen Verbindung mit Ro-

setten zu befördern suche. Ja! sie ließ sich so weit gegen diese herab, daß sie solche zu ihrer ordentlichen Gesellschafterin machte. Rosette mußte tagtäglich bey ihr zubringen; alle Verhältnisse gegen einander wurden aufgehoben, und sie schienen zwey Freundinnen vom gleichen Stande, und gleichen Situationen zu seyn. Natürlich nahm Johann an dieser Verbindung seinen Theil. Er brachte alle seine Nebenstunden, in Gesellschaft seiner Gebieterin und Rosettens zu, und nichts weniger ließ er sich träumen, als daß er nur mit rothen Beeren gekirret werde, und der Feind seiner Ruhe im Hinterhalt laure.

Itzt erschien nun auch der Herr von Sallern. Er fügte sich sehr bald in die Gesellschaft, und diese vier Leute schienen nun eine Familie auszumachen, die in sich selbst Ruhe und Glückseligkeit fände. Und wirklich — wäre die ganze Lage der Sache nicht eine Maske gewesen — eine beneidenswürdigere Gesellschaft hätte man sich kaum denken können.

Die Frau von Rinteln hütete sich mit Fleiß, ihrem Bruder von den Absichten, wozu sie ihn eigentlich brauchen wollte, anfänglich

lich etwas merken zu lassen, weil sie erst abwarten wollte, ob er nicht von selbst in Rosetten verliebt werden könnte. Nichts war auch leichter, als dieses. Sallern war jung und voll Empfindung; und Rosette besaß Reize genug, einen solchen Jüngling zu fesseln. Sein Herz fieng also sehr bald Feuer, und seine Schwester nahm mit Vergnügen wahr, daß er heimlich nach Rosetten seufzete.

Unter der Larve der schwesterlichen Liebe holte sie ihn darüber aus. Er gestand ihr seine Leidenschaft, beklagte aber sein widriges Schicksal, welches ihn bestimmt habe vergebens nach Gegenliebe zu schmachten. Nunmehr dünkte es Karolinen Zeit zu seyn, mit ihrem Plane hervor zu treten. Sallern hörte sie mit Aufmerksamkeit an. Halb und halb traf sie die Saiten seines Herzens. Aber Rosetten — blos zu verführen, das stimmte doch nicht ganz mit seinen Grundsätzen und mit seinem im Grunde edlen Herzen überein. Als nun seine Schwester ihren Vortrag geendiget hatte, gab er ihr zu ihrer nicht geringen Verwunderung, diese Antwort:

„Die Liebe, beste Schwester, macht „dich ungerecht: denn dein Plan begreift „eine Niederträchtigkeit in sich. Du weißt „ich bin der Mann eben nicht, der den „Tugendhaften spielt. Aber — du ver„kennst mich doch, wenn du mich für fä„hig hältst, ein unschuldiges, ehrliches, „frommes Mädchen zu betrügen und ihre „Ehre meinen sinnlichen Trieben aufzu„opfern. Nein! auf diese Weise werde „ich, so wahr Gott lebt, niemals in dei„nen Plan einstimmen. Aber, da ich Ro„setten wirklich ehrlich und rechtschaffen „liebe, du aber deinen Kopf einmal auf „Johann gesetzt hast, so setze mich in den „Stand, sie zu heyrathen. Dann will ich „mein Heil versuchen und alles zu deiner „Zufriedenheit thun.

„O! wenn du das willst,

sagte sie,

„so gebe ich dir mit Freuden so viel, als „du brauchst, um eine Frau standesmäßig „erhalten zu können.

Sailern griff, wie natürlich, mit beyden Händen zu, und so schritt er frisch zur Ausführung der Sache; denn auf diese Weise Ro-

setten

setten zur Untreue an ihrem Geliebten zu verleiten, hielt er um so mehr für erlaubt, jemehr es ihm einerley zu seyn dünkte, ob Rosette ihn und Johann seine Schwester bekäme, oder ob sie beyde einander selbst heyratheten. Auf jede Weise — dachte er — wird doch der Verlust durch den Gewinn ersetzet, besonders da ihm die Liebe der beyden Landleute nicht viel besser, als ein Roman vorkam. Ob Rosette von Adel war, oder nicht, das bekümmerte ihn eben so wenig. Genug, er träumte sich den Besitz eines schönen guten Weibes mit einem ansehnlichen Vermögen; und dieser Traum entzückte ihn schon im Voraus ganz ungemein.

Allein er mußte bald gewahr werden, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Denn Rosette widerstand auch den schlauesten seiner Verführungskünste mit einem Muthe und einer Festigkeit, die ihn oft selbst außer Fassung brachte. Solche Schwierigkeiten erwartete er von einem Landmädchen gar nicht. Oft stand er daher auf dem Punkte, die ganze Unternehmung fahren zu lassen: denn er besaß nicht Ausdaurung genug dazu, und war zu muthlos im Kampfe mit den

Waffen, womit sich Rosette gegen ihn rüstete. Nur seine Schwester sprach ihm noch Muth ein, und ihre Börse erhielt ihn noch einige Zeit bey Kräften. Aber doch richtete er schlechterdings nichts bey Rosetten aus. Sie sagte ihm endlich gerade zu, er solle sich nur weiter keine Mühe um sie geben: denn sie würde eher in den Tod gehen, als ihrem Johann untreu werden

Dieser hingegen hätte nicht der kluge Mann seyn müssen, der er wirklich war, wenn ihm Sallerns Leidenschaft für Rosetten und seine Bemühungen um ihr Herz hätten entgehen sollen. Doch fiel er nicht darauf, daß die Frau von Rinteln eigentlich die Karte gemischt hatte, und daß ihre Liebe zu ihm noch mit im Spiel war. Uebrigens verhielt er sich ganz ruhig bey der Sache, und ließ Rosetten nichts davon merken, daß er auf Sallern einigen Argwohn habe, theils weil er überzeugt zu seyn glaubte, daß Rosettens Tugend Stich halten würde, theils auch wirklich, um zu sehen, ob er sich nicht in ihrem Karakter geirret habe.

So standen die Sachen, als der ehrliche Sallern endlich aus Verzweiflung seiner

Schwe-

Schwester die ganze Komödie aufsagte, und ihr erklärte, daß er, um seine Liebe zu vergessen, nächster Tage wieder zu seinem Regimente zurückkehren würde. Welche Verlegenheit! welche Unruhe für die verliebte Dame! — jezt sank sie endlich herab bis zu einer Kabalenmacherin, die sie noch immer verabscheuet hatte.

Um dem Johann den Verdacht beyzubringen, als ob Rosette wirklich von ihm abtrünnig geworden sey, beschloß sie, sich selbst in Rosettens Kleidung und in den Armen ihres Bruders von Johann überraschen zu lassen. Dieß einzige Mittel blieb ihr noch übrig, aber es war ein Desperations-Mittel, das entweder seine Wirkung thun, oder auch alles verderben könnte. Sallern war kaum dazu zu überreden, und nur seiner Schwester glänzende Versprechungen vermochten ihn endlich zu ihren Absichten.

Die Frau von Rinteln ließ sich also in aller Stille gerade so einen Habit machen, als Rosette in Wochentagen zu tragen pflegte. Neben dem Wohnzimmer im Erdgeschoß war eine Kammer, wohin aus jenem eine Thür gieng, und woraus man durch ei-

ne andere Thür, und mittelst einer kleinen Treppe, in die erste Etage kommen konnte, wo die Frau von Kinteln ihr Schlafzimmer hatte.

Nun pflegte sich Rosette fast den ganzen Tag bey ihr aufzuhalten. Johann aber kam nur gegen Abend, wenn seine Verrichtungen zu Ende waren; doch nicht zu einerley Zeit, sondern manchmal in der Dämmerung, und bisweilen gar erst gegen neun oder zehn Uhr.

Denselben Tag nun, als Karoline ihre Komödie zu spielen gedachte, traf es zum Unglück gerade so, daß Johann früh Morgens zu Rosetten sagte, er würde auswärtiger Verrichtungen halber heute nur sehr spät zur gnädigen Frau kommen, Rosette aber vergaß, dieses der Frau von inteln zu sagen, und sie vermuthete daher Johann, wie gewöhnlich in der Dämmerung. Als der Abend herannahete, bat sie Rosetten, auf die Abnahme der Wäsche, die auf einem großen Boden über dem Viehhause hieng, Achtung zu geben, weil es kalte regnerichte Witterung war, und ihr selbst nicht recht wohl sey. Rosette, nichts Arges ahndend, nahm diesen

Auf=

Auftrag gern über sich. So bald sie nun weg war, zog die Frau von Rinteln die nachgemachte Kleidung dieses Mädchens an, und verstellte sich damit dergestalt, daß sie Rosetten in allem vollkommen glich. Unter dieser Maske setzte sie sich sodenn im Wohnzimmer auf ihres Bruders Schoos, jedoch so, daß sie durch das Fenster Johann oder Rosetten über den Schloßhof konnte kommen sehen, um hiernach auf jeden Fall ihre Maaßregeln nehmen zu können.

Kaum hatte sie die beschriebene Stelle eingenommen, so erschien Johann, dessen Verrichtungen wider Vermuthen eher zu Ende gegangen waren, als er anfänglich vermuthet hatte. Er kam näher, eröffnete die Thür des Wohnzimmers, und — welch' ein Schreck überfiel ihn, als er — seine Rosette auf Sallerns Schooße, seine Arme um ihren Leib geschlungen und ihr Gesicht auf seiner Wange ruhend erblickte! — starr blieb er vor Erstaunen in der Thür stehen, und — diese wenigen Minuten nuzte die Frau von Rinteln mit größter Schnelligkeit auf und in das Nebenzimmer zu springen, aus welchem sie bald

ihr Schlafgemach erreichte, und sich hier wieder in ihre wahre Gestalt kleidete.

Johann hingegen war nicht der Mann, der lange außer Fassung blieb. Er trat vollends in das Zimmer hinein, bot dem Herrn von Sallern einen guten Abend, legte seinen Hut ab, fieng ein Gespräch an, und that gar nicht, als ob er etwas gesehen habe, das ihn beunruhigen könne. Bald darauf erschien die Frau von Rinteln; er ließ sich nichts merken. Nicht lange hernach kam auch Rosette; sie gab ihm ihr Vergnügen darüber zu erkennen, daß er schon wieder da sey; itzt glaubte er die ausgelernteste Betrügerin in ihr zu sehen. Aber dennoch hielt er an sich. Es wurde gegessen, denn gespielt, und endlich — nach Hause gegangen; Johann begleitete Rosetten, wie gewöhnlich; sie war ungemein heiter; er zwang sich, es gleichfalls zu seyn, ob schon ein schreckliches Ungewitter in seinem Herzen tobte; sie schieden von einander, und giengen jedes in sein Schlafzimmer.

Hier nun konnte Johann endlich der Heftigkeit seiner Gefühle freyen Lauf lassen. Das erste was ihm wiederfuhr, war der Ausbruch eines Stroms von Thränen, der

seinem

seinem gepreßten Herzen gleich wieder einige Luft machte.

„War dieß Rosette?

rufte er sich zu, indem er mit schnellen Schritten im Zimmer auf- und abgieng,

„oder war die ganze Erscheinung Gaukel-
„spiel, irgend eines höllischen Geistes,
„der, um mich rasend zu machen, die
„Gestalt dieses ehemaligen Engels an-
„nahm? — Nein! ich bin verrathen —
„nur zu gewiß auf das abscheulichste hin-
„tergangen! — und sie konnte noch die
„Rolle der Unschuld so meisterlich, und
„so natürlich spielen? — schändliche Heuch-
„lerin! — ist das der Dank für meine
„Liebe — für meine Aufopferung? —
„Rache! — die blutigste Rache soll mich
„versöhnen, und dein Verbrechen abbüs-
„sen.

Hier warf er sich auf sein Lager, kämpfte lange mit den Gefühlen seiner beleidigten Menschheit, und — schlief endlich vor Ermattung ein.

Als er wieder erwachte, hatte sich auch der Sturm in seiner Seele gelegt. Die Weisheit umschattete ihn wieder mit ihren sanften Fittigen, und Vergebung — die edelste Tu-

gend

gend des Himmels lächelte ihn zur Nachfolge an. Er glaubte, es sich selbst schuldig zu seyn, mit Vernunft über seine Leidenschaft zu wachen, und nur der ersteren Gehör zu geben.

„Sich nicht rächen,

so dachte er,

„auch denn nicht, wenn Rache Gerechtig„keit wäre, das ist edel. — Ich will „sie schonen, die Ungerechten, die mich so „schnöde hintergangen haben. Sie mö„gen glücklich seyn, wenn anders im „Schooße des größten Lasters, der Un„treue, Glückseligkeit noch möglich ist. „Aber Rosetten werde ich doch künftig ih„rem Schicksale überlassen: denn eine Treu„lose, wie sie, ist meiner Achtung nicht „werth.

Mit diesem Vorsatze gieng er wieder an sein Geschäfte, und ließ sich gegen niemanden von der Veränderung seiner Herzenslage etwas merken, als gegen Rosetten selbst, welcher er von Stund an ziemlich kalt, und zurückhaltend begegnete.

Dieß wurde die Frau von Rinteln gar bald gewahr, und sie triumphirte mit ihrem

Bru-

Bruder darüber. Beyde glaubten nun völlig gewonnen Spiel zu haben, und Karoline lauerte nur auf eine bequeme Gelegenheit, Johann von neuen mit der Macht ihrer Reize anzufallen, und dadurch der ganzen Komödie auf einmal ein Ende zu machen.

Allein, die Sache nahm wieder eine ganz andere, und zwar eine sehr traurige Wendung. Rosette wurde Johanns Kaltsinn gegen sie nur zu bald gewahr. Da sie nun von der Kabale nichts wußte, welche die Frau von Rinteln gespielt hatte, so konnte sie auch nicht darauf fallen, daß Johann den Argwohn der Untreue gegen sie hege. Sondern sie schrieb seinen Kaltsinn vielmehr einer Veränderung seiner ganzen Denkungsart zu, und da ihr Karolinens Bemühungen um ihn, ebenfalls nicht ganz entgangen waren, so vermuthete sie, daß Johann von ihrer Schönheit, und ihrem Reichthum bethört worden sey.

Diese Entdeckung! — wie sehr schlug sie die arme Rosette nieder! — und was vermochte sie gegen eine so mächtige Nebenbuhlerin, als die Frau von Rinteln war? — Diese reiche Dame war, in Rosettens

Augen,

Augen, die sich als ein armes Gärtnermädchen wohl kannte, so weit über sie erhaben. Auch an körperlicher Schönheit räumte sie ihr gern den Vorzug ein. Sie war demüthig genug, sich vorzustellen, daß Karoline eines Mannes, wie Johann war, viel würdiger sey, als sie. Sie glaubte, daß sie eher ihre eigenen Unvollkommenheiten zu beklagen, als ihren Liebhaber, wegen seiner Untreue zu tadeln habe: denn sie ließ sich von dem Glanze der Größe blenden, welche den Johann in Karolinens Armen zu erwarten schien. Und wirklich aus Liebe für ihn, gönnte sie ihm dieses Glück, und beschloß, ihn durch ihre eigenen Ansprüche nicht darinnen zu stören.

Doch — sie hätte kein verliebtes, empfindsames Mädchen seyn dürfen, wenn sie nicht dem ungeachtet der Verlust ihres geliebten Johanns, auf das schmerzlichste hätte kränken sollen. — Von vielen Jahren her war sie an ihn gewöhnt, beständig hatte sie den süßen Traum bey sich genähret, daß sie einst seine Gattin werden sollte; dieses Glück schien ihr unaussprechlich groß; und nun — sollte sie es auf einmal verlieren? — All' ihre

re

re glänzenden Aussichten der Zukunft waren dahin; sollte ihr dieß nicht nahe gegangen seyn? — nein! selbst ihre Resignation kostete ihr die bittersten Thränen; und beklemmte ihr Herz mit einem Kummer, den sie gar nicht loß werden konnte.

Keiner Seele aber ließ sie etwas von den Leiden ihrer Seele merken; aber dieses hartnäckige Schweigen brachte auch die nachtheiligsten Folgen für sie hervor. Das Geheimniß ihres Herzens nagte wie ein Wurm in der Knospe, an ihren Rosenwangen, und sie verwelkten nach und nach. Wie die Geduld auf einem Grabmale, saß die Sanftmuth ihres Herzens bey der gelben Melancholie ihres Kummers, die sie ansteckte, und ihr eine schwere Gemüthskrankheit zuzog.

Endlich schwanden ihre Kräfte unter dem marternden Kampfe dahin; sie fiel in ein gefährliches Fieber, das sie in einigen Tagen dem Tod nahe brachte. Niemand wußte den Grund ihrer Krankheit; aber in der Phantasie des Fiebers war der Name Johann ihr beständiges Wort, und — hier war es, wo ihre Leiden redeten.

Johann besuchte sie täglich, und da er den Grund ihrer Krankheit, in der Reue und Betrübniß über ihre Untreue zu finden glaubte; so entschloß er sich, gleichsam Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und ihr zu verzeihen, in so fern er ihr dadurch das Leben erhalten könnte. Mit diesem Vorsatze gieng er eines Tages zu ihr, sezte sich an ihr Bette, und faßte ihre Hand, unter den Worten; „Der Grund deiner Krankheit, liebe Ro„sette, ist ein nagender Kummer, der dein „Leben abfrißt. Denke, daß dir Gott „das Leben gab, und daß du alles zur Er„haltung desselben thun mußt! — was „hast du auf deinem Herzen? — vertraue „dich mir an! hast du dich auf irgend eine „Weise vergangen, so entdecke dich mir! „ich gelobe dir ewiges Stillschweigen. Ist „deine Schuld nicht gar zu groß, so wer„de ich dir verzeihen. Wenigstens werde „ich dich beruhigen, und — Ruhe deiner „Seele wird dich beym Leben erhalten. „Siehe, ich bin noch immer der alte Jo„hann, der dich liebt, und der dich ewig „ lieben wird.

„Ach! Johann!

antwor-

antwortete sie mit Thränen,

„wenn es wahr wäre, daß du mich noch lieb-
„test! denn einer Schuld bin ich mir selbst
„nicht bewußt. Aber nein! es ist täuschen-
„der Traum — du hintergehest mich —
„du liebst ja eine andere, und vornehme-
„re, als ich bin! — laß mich also im-
„mer sterben! ich mag dein Glück nicht
„weiter hindern.

„Mein Glück? —

rief Johann voll Verwunderung aus:

„Ich verstehe dich kaum, Rosette! —
„oder du reißest mir einen Flor von den
„Augen, der mich irre führte. Gab's
„wohl ein andres Glück für mich, als der
„Besitz deines Herzens? und strebte ich
„wohl jemals nach einem andern Gute?
„— ich weiß nun alles: aber wer hat dir
„gesagt, daß ich unsere Gebieterin liebte?
„— wer hat dir die Grille in den Kopf
„gesezt, daß eine Verbindung zwischen uns
„auf dem Tapete sey?

„Niemand, lieber Johann,

antwortete sie,

„als ich mir selbst. Was sonst, als deine
„Untreue, konnte ich aus deinem Kaltsinn,

„deinem geringschätzigen Betragen gegen
„mich ahnden? — O! mir ist die trium-
„phirende Miene meiner Nebenbuhlerin
„nicht entgangen, als sie gewahr wurde,
„wie du mich behandeltest.

„Und doch hast du dich selbst betrogen,
versetzte er,

„wenn du so fest, als ich, Wort und
„Treue gehalten hättest, ich würde dir nie
„eine kaltsinnige Miene gemacht haben.

R. Was sagst du, Johann? — ich nicht
„Treue gehalten? — welcher Verwegene
„kann mir das nachsagen? — erkläre dich
„deutlicher, wenn du mich mit deinem ab-
„scheulichen Verdachte nicht vollends ins
„Grab stürzen willst!

J. Entweder du bist unschuldig, und der
„Satan hat mich geblendet, oder du bist
„die unverschämteste Heuchlerin, die je-
„mals die Erde trug! Höre also, was ich
„gesehen habe! und rechtfertige dich, wenn
„du kannst! —

Er erzählte ihr hierauf den ganzen Vorfall, wie er sie selbst in dem Wohnzimmer der Frau von Rinteln, auf dem Schooße ihres Bruders, nicht in der züchtigsten Attitüde gesehen habe.

„Großer

„Groszer Gott!
schrie Rosette, von Erstaunen, und Schmerz übermannt,

„wie schändlich hat man dich hintergan-
„gen! — wer meine Gestalt angenom-
„men hat, dieß wage ich nicht zu bestim-
„men. Aber beym Allmächtigen, und
„Allwissenden schwöre ich dir zu, ich bin
„es nicht gewesen. Es ist wahr, Sal-
„lern hat sich um meine Liebe beworben.
„Aber ich habe ihn immer standhaft zurück-
„gewiesen; und wehe ihm und mir, wenn
„er sich nur der geringsten Gunstbezeugung
„von mir rühmen kann!

Nunmehr erklärte sie ihm genau, woher es gekommen, daß sie um jene Zeit ganz und gar nicht im Wohnhause zugegen gewesen sey, und berufte sich auf das Zeugniß der Waschweiber, bey welchen sie sich auf dem Wäschboden befunden hatte.

„Ha! hier ist abscheuliche Verrätherey im
„Spiele,

rief Johann voll Erstaunen aus;

„denn so böse bist du gewiß nicht, um auf
„deinem Sterbebette, zu einer Lüge Zu-
„flucht zu nehmen. Ich errathe nun al-

 „les,

„les, und — ich werde es heraus-
„bringen, so wahr ich Johann heiße.
„Vergieb mir inzwischen, liebes Mädchen!
„hasse mich nicht wegen meines Betragens
„gegen dich! Wir sind versöhnt. Und—
„stehst du von diesem Lager nicht wieder
„auf, so will ich mit dir sterben.

Eine zärtliche Umarmung besiegelte diese Versöhnung; und nun bemühten sie sich gemeinschaftlich, die ihnen gespielte Kabale zu entdecken.

Noch unterhielten sie sich davon, als die Frau von Rinteln mit ihrem Bruder ins Krankenzimmer trat. Rosettens Gemüthskrankheit, deren Grund sie wohl wußte, begann bereits ihr Gewissen aus dem Schlummer zu wecken, in welchen es die Liebe eingewiegt hatte. Da sie nur aus Leidenschaft schlecht gehandelt hatte, so war ihr Herz auch noch nicht verdorben. Es fing ihr an zu gereuen, daß sie die Sache so weit getrieben hatte. Die Furcht vor Rosettens Tode schwächte die Stimme ihrer Liebe zu Johann, und sie beschloß, lieber selbst ein Opfer dieser Leidenschaft zu werden, als den Tod dieses Mädchen auf ihrem Gewissen zu haben.

Deswe-

Deswegen kam sie auch itzt, um Rosetten den ganzen Betrug zu entdecken, und zwischen ihr und Johann wieder Versöhnung zu stiften.

„Kannst du mir verzeihen, liebe Rosette? sagte sie, indem sie ihre Hand faßte, und sie zärtlich drückte,

„wenn ich dir einen großen Frevel beken-
„ne, den ich an dir begangen habe? —
„Die Liebe stürzte dich auf dieses Lager,
„mich aber ließ sie noch tiefer fallen; denn
„sie verleitete mich zu einer Niederträchtig-
„keit, die nur dein gutes Herz wieder ver-
„tilgen kann, lieber will ich selbst sterben,
„als dich mit dem Irrthum aus der Welt
„gehen lassen, daß Johann dir untreu
„geworden sey.

„Wir sind versöhnt, gnädige Frau! sagte Johann,

„aber ein grausames Geheimniß foltert
„noch unsre Herzen, das wir nicht ergrün-
„den können.

R. Ihre Hand, Johann! daß Sie auch mir
„verzeihen wollen! Ich will Ihnen alles
„aufklären, und mein Bruder wird die
„Wahrheit meiner Rede bezeugen. Sie

 „hatten

„hatten Rosetten im Verdacht eines Lie„besverständnisses mit eben diesen meinem „Bruder; und Sie hatten Grund zu diesem „Argwohn. Aber sie ist unschuldig. Lassen „Sie sich die Sache erzählen! ich will Ih„nen selbst meine Schande bekennen.

Hierauf folgte eine ausführliche Erzählung der ganzen Kabale, die sie Johann gespielt hatte, welche sie mit diesen Worten beschloß: „Gott wird Rosetten wieder Gesundheit „und Leben schenken, und eure Tugenden „werden euch in dem Besitz eurer Herzen „glücklich machen. Ich gehe von euch, „um an einem fremden Orte mein Geschick „zu beweinen, das mich mitten im Schoo„ße des Reichthums elend macht. Gönnet „mir noch das Vergnügen, daß ich bis„weilen denken darf, ihr liebt mich noch, „und schreibt meine Vergehungen nur dem „Uebermaaß meiner Leidenschaft zu! Dir „Rosette schenke ich zur Entschädigung „wegen der Leiden, dich ich dir zugezogen „habe, noch zweytausend Thaler, zur Aus„stattung. Heyrathet einander, und lebt „wohl!

Bey diesen Worten umarmte sie Johann und Rosetten,

LB Coburg

Rosetten, weinte Ströme von Thränen auf ihre Wangen, verließ schnell ihr Zimmer, und fuhr denselben Tag noch mit ihrem Bruder nach Hannover ab, wo sie im Gewühl der großen Welt sich zu zerstreuen, und ihre unglückliche Liebe zu vergessen hoffte.

Noch aber schickte sie vor ihrer Abreise, durch ihren Kammerdiener, Johann die schriftliche Bestätigung seines Pachts auf ihre ganze Lebenszeit, und Rosetten die versprochenen zweytausend Thaler zu. Leztere erholte sich nun auch bald wieder von ihrer Krankheit, und sodann verband sie sich auf ewig mit ihrem Johann, durch priesterliche Einsegnung.

Dieses liebenswürdige Paar, das die Vorsehung für einander bestimmt, und durch so viele Versuchungen hindurch geführt hatte, lebt noch itzt in ungestörter Seelenruhe zum Vergnügen aller ihrer Freunde, und als wohlthätige Gottheiten ihrer Nachbarn und Mitmenschen, deren Vater, Rathgeber, Beschützer, und Sachwalter, der weise Johann noch immer ist. Ihre Ehe ist durch eine Reihe Kinder gesegnet, in welchen die Tugenden und Talente ihrer vortreflichen Eltern gleichsam von neuen aufzuleben scheinen.

Die Frau von Rinteln hingegen trieb sich zwar noch einige Zeit in der großen Welt umher, und sie lernte dadurch den Verlust ihres Johanns einigermaßen ertragen. Auch buhlten viele brave junge Herren, die theils nach ihrer Schönheit, theils nach ihrem Vermögen seufzeten, um ihre Hand. Aber sie konnte keinen Johann darunter finden. Und dieß war denn auch die Ursache, daß sie keinen ihrer Liebhaber erhörte, und am Ende gar unverheirathet blieb. Nach und nach wurde sie auch des Geräuschs der großen Welt überdrüßig; sie sehnte sich nach Ruhe, und fand sie auf ihrem Landgute, in der Gesellschaft Johanns und seiner Gattin, mit welchen sie von neuen die innigste Freundschaft errichtete.

Wohl dem Menschen, der, wenn er auf Irrwege gerathen ist, noch zu rechter Zeit der Stimme seines Gewissens Gehör giebt, und umkehrt, eh' ihn der Trieb seiner Leidenschaften zum Bösewicht herabwürdigt.

Die

Die neue Lukretia oder die Rache der Bruderliebe.

Zwey und zwanzigste Scene.

Auf einer bekannten deutschen Universität studierte Ferdinand Lindenhayn, der Sohn eines sehr würdigen Landgeistlichen in Sachsen, die Rechte. Er war ein wohlgebildeter junger Mann, schlanken Wuchses, braunrothen Angesichts, voll Anstand und Adel im Gang und Stellung, und ungefähr ein-bis zwey und zwanzig Jahr alt. Da sein Vater nicht nur eine sehr einträgliche Pfarre hatte, sondern auch ein hübsches eigenes Vermögen besaß, so bekam auch Ferdinand seinen guten Antheil davon, zu seinem Studieren, und er paßirte immer auf der Academie für einen reichen Studenten.

Aber eben diese seine guten Vermögensumstände, verleiteten ihn auch zu mancher Thorheit, woran die Armuth, andere zu ihrem wahren Glück verhindert. Denn er spielte auf der Universität eine Art von so genannten Renommisten, trug für beständig einen rothen

rothen Frack mit Gold, und weißen Unterkleidern, große steife Stiefeln, und einen weissen Federhut, war Mitglied eines Studentenordens, und gieng nur mit Ausländern, Edelleuten, und sogenannten vornehmen Studenten um. Sonst aber war er fleißig, besaß gründliche Wissenschaften, und ein edles vortrefliches Herz. Sein Temperament war gesezt, und standhaft. Beleidigungen ertrug er zwar, ohne in Rage darüber zu kommen. Allein er vergaß solche doch niemals, und der Beleidiger war, vor einer nachdrücklichen Rache, bey ihm eben nicht sicher.

Einer seiner Ordensbrüder war nun Friedrich von Hagenfels, ein sehr reicher, junger Edelmann aus der Wetterau. Dieser Hagenfels hatte Ferdinanden bey einer gewissen Schlägerey mit den Handwerksburschen auf einer Dorfschenke, einsmals beynahe vom Tode errettet. Eine Sache, die gewiß jeder andre brave Musensohn auch gethan haben würde! Allein Ferdinand sah diesen Freundschaftsdienst seines Ordensbruders für so wichtig an, daß er selbst sein Leben nicht für zu kostbar hielt, um es benöthigten Falls seinem Erretter zur Bezeigung

seiner Dankbarkeit aufzuopfern. Und dieß gab denn auch Veranlassung zu einer sehr engen und vertrauten Freundschaft zwischen diesen beyden Jünglingen, obgleich Hagenfels im übrigen mit Lindenhayns Karakter und Temperamente gar nicht sympathisirte.

Dieser war ernsthaft und gesezt; jener aber läppisch, leichtsinnig und liederlich. Dieser liebte die Wissenschaften, und gieng in die Lehrstunden: jener besuchte dafür die Kaffeehäuser, die Dorfschenken, und die Bordells. Dieser war großmüthig, edel und beständig; jener besaß ein tückisches, schadenfrohes, wankelmüthiges Herz. Dieser war gegen jedermann bescheiden, gütig und sanftmüthig, jener aber war stolz, auffahrend und brutal. Kurz, in allen kontrastirte Hagenfels so sehr mit Lindenhayn, daß man die innige Freundschaft dieser beyden Leute wirklich für eine moralische Seltenheit halten muste.

Nur an Figur, und Schönheit übertraf Hagenfels seinen Freund mehr, so wie an insinuantem Wesen, und an Komplimenten, die freylich oft nur niedrigen heimtückischen Seelen eigen sind, die aber doch in unsrer Welt insgemein viel Glück machen. Bey

Hagen-

Hagenfelßen kam der Naturkundige nicht fort, wenn er behaupten wollte, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne. —

Inzwischen traf sichs, daß während der Michaelsferien Ferdinand nach Hause, zu seinem Vater reiste. Hagenfels bezeigte Lust, die Familie seines Freundes kennen zu lernen, und so bot es ihm Ferdinand von selbst an, ihn zu seinem Vater zu begleiten.

Sie kamen an, und Hagenfels würde von der Familie seines Freundes, überaus liebreich, und gastfrey aufgenommen. Der Pastor Lindenhayn war ein angenehmer, gutherziger, gefälliger Mann; und seine Gattin eine gute, brave, offenherzige Landfrau, die jedermann gern diente, und es an nichts fehlen ließ, ihr Haus denen, die es besuchten, angenehm zu machen. Am meisten aber fiel dem jungen Hagenfels seines Freundes ältere Schwester Mariane in die Augen; denn er hatte deren zweye, und die jüngere hieß Dorothea, war aber nicht so schön, als jene. Etwas liebreizenderes und anziehenderes, als Marianen, gab es gar nicht mehr in ihrer Art. Sie stand im achtzehnten Jahre ihres Alters. Eine feine, runde Brunette, mit großen

schwar-

schwarzen beseelenden Augen, einer Farbe, wie Rosen, und Jasmin, und einer zauberischen Bildung! — Taille, Busen, Hand und Fuß, schienen nach dem künstlichsten Modell menschlicher Schönheit gebildet; und ihre ganze Person forderte Jünglinge und Alte, Weise und Thoren, Tugendhafte und Lasterknechte, zu gleicher Verehrung auf. In ihr fand der rein und edel Liebende gleichsam das Ideal zur platonischen Liebe, indeß sie dem Wollüstling ohne ihre Schuld die wütendsten Begierden einflößte. Dabey aber war sie äußerst tugendhaft. Vor allen andern Lastern verabscheute sie nichts mehr, als die Unkeuschheit. Man konnte sie nicht mehr beleidigen, als wenn man in ihrer Gegenwart eine Zweydeutigkeit sagte. Sonst aber war sie überaus lustigen Humors, sang, und tanzte gern, und aufgeräumte Gesellschaften waren ihr ganzes Leben. Doch blieb sie sich auch im Vergnügen immer gleich, ohne in Ausgelassenheit zu verfallen; denn sie genoß die Freude mehr im Stillen, als durch tobendes Geräusch, das sie, einem sittsamen Frauenzimmer für unanständig hielt. —

Diese beneidenswürdige Schwester liebte nun Ferdinand so ungemein zärtlich, daß er sie mehr wie ein himmlisches Wesen, als wie ein sterbliches Weib verehrte. Wer es wagte, ihr nur im mindesten zu nahe zu treten, der konnte immer vor seiner Rache erzittern. Sie konnte alles mit ihm machen, und nach ihrem Willen schmiegte er sich fast mehr, als nach den Befehlen einer Gottheit.

Hagenfels hingegen befand sich kaum einen halben Tag im Hause, so war er auch schon in die reizende Mariane verliebt, doch nicht mit der reinen, edlen Leidenschaft eines Tugendhaften — denn einer solchen Liebe war er gar nicht fähig — sondern wie ein wollüstiger Schwelger, dessen Begierden nur durch körperliche Reize entflammt werden. Aber zu schlau, um sich zur Unzeit von seiner Leidenschaft etwas merken zu lassen, verschloß er sie sorgfältig in sein tückisches Herz, und beschloß, erst Marianens schwache Seite zu entdecken, ehe er etwas für sie unternähme. Nur war es Schade, daß dieses gute Mädchen eigentlich gar keine schwache Seite hatte, sondern vielmehr seine böse Gemüthsart nur zu bald entdeckte.

Es

Es war wirklich sonderbar. Die ganze Familie hatte Hagenfels durch sein angenommenes artiges und höfliches Betragen für sich eingenommen, und jedermann hielt ihn für den bravsten, liebenswürdigsten Jüngling. Nur Mariane allein konnte ihn nicht leiden. Seiner Schönheit und Artigkeit ungeachtet, war er ihr doch im höchsten Grade fatal. Oft wunderte sie sich im Stillen darüber, wie ihr Bruder so viel auf diesen Menschen halten konnte. Hätte sie nur die mindesten Beweise von seinem schlechten Herzen anführen können, sie hätte all' ihr Ansehen, das sie über ihren Bruder hatte gebraucht, um ihn vor seinem Freund zu warnen. Aber Hagenfels hütete sich wohl, seinen wahren Karakter zu zeigen, besonders da er es bey Marianen, mit einem sehr klugen und vernünftigen Mädchen zu thun hatte; und ohne Beweise, glaubte sie ihren Bruder zu beleidigen, wenn sie es wagen wollte, ihm seinen intimsten Freund verdächtig zu machen.

Hagenfels sahe es bald ein, daß alle Versuche, Marianen auf einem geraden Wege in seine Klauen zu bekommen, eben so fruchtlos ablaufen würden, als wenn er es hätte

unternehmen wollen, sie mit List zu fangen: denn sie wußte jedem, auch dem entferntesten Versuche, sie mit etwas zu bethören — auf eine so geschickte Art auszuweichen, daß Hagenfelßen, so schlau er auch selbst war, doch aller Muth fiel, auf diesem Wege Fortschritte zu machen.

Einmal zum Beyspiel drehte sich das Gespräch auf die Heyrathen, und von da lenkte es Hagenfels auf die Verbindungen zwischen Adelichen und Bürgerlichen. Mariane sagte ungefragt ihre Meynung, ungefähr in folgenden Ausdrücken:

„solche Heyrathen gerathen größtentheils „gar nicht, und selten folgen glückliche „Ehen daraus. Doch ist der Fall, wenn „ein Bürgerlicher, eine Adeliche heyrathet, „dem gegentheiligen, noch vorzuziehen; „und hier findet man noch eher Beyspiele „von guten Ehen, als dort. Ich meines Orts wenigstens, würde doch nie „einen Edelmann heyrathen, wenn mich „auch wider Vermuthen einer begehrte. „Solche bürgerliche Mädchen, die sich „vom Glanz des Adels blenden lassen, sind

„När-

„Närrinnen, die das Unglück nicht sehen „wollen, in welches sie sich dadurch un„vermeidlich stürzen.

Hagenfels billigte Marianens Meinung völlig. Jedoch nicht aus Ueberzeugung der unglücklichen Folgen solcher Heirathen, sondern theils aus Heucheley, und theils aus Stolz. Denn er hielt viel zu viel auf seine Ahnenreihe, als daß es ihm nur jemals hätte einfallen sollen, sie mit bürgerlichem Blute zu beflecken.

Indessen ersah' er doch daraus, daß er mit dem gewöhnlichen Pfiffe, womit Cavaliere so oft bürgerliche Mädchen zu überlisten pflegen, nemlich mit der Vorspiegelung einer Heirath, bey Marianen ebenfalls nicht fortkommen würde. Da es ihn aber dennoch von ganzer Seele, nach diesem fetten Braten gelüstete, und er sich von der Anschneidung desselben keine geringe Wollust versprach; so blieben ihm, um seinen Zweck zu erreichen, nur gewaltsame Mittel übrig, zu welchen er sich auch wirklich zu rüsten begann.

Jedoch itzt war die Zeit der Ferien verflossen. Er muste mit Ferdinanden wieder auf die Universität zurückkehren. Hier spann

er sich nun einen so abscheulichen Plan zusammen, Marianen in seine Hände zu bekommen, daß man würklich einen moralisch gebildeten Menschen dessen gar nicht fähig halten sollte. Wir müssen hier bemerken, daß Hagenfels immer allerhand liederliche Kerle auf der Seite hatte, die sich bald als Spieler umher trieben, bald die Kupler machten, und — für Geld sich zu allen Bubenstücken brauchen ließen. Wer an dem Orte, wo Hagenfels studierte, bekannt ist, der wird diese niederträchtigen Menschen, die auf Kosten der Studenten ihre Beutel füllen, und nicht selten die Handhaber ihrer Ausschweifungen sind, wohl kennen. Mit einigen dieser Kerle schmiedete nun Hagenfels seinen Plan, und sie waren ihm zur Ausführung desselben behülflich.

Dieses aber versparte Hagenfels bis zum Weynachtsferien, wo er mit seinem Freund wieder nach Hause zu reisen gedachte. Ferdinand fand um so weniger Bedenken, Hagenfelsen wieder mit zu nehmen, da dieser würklich bey seinen Eltern sehr gut angeschrieben stand, und er selbst nicht das mindeste von seinem abscheulichen Vorhaben auf seine Schwester ahndete.

Ma-

Mariane sah' es zwar nicht gern, daß ihr Bruder seinen Freund wieder mitbrachte; denn sie konnte ihn einmal durchaus nicht leiden. Allein aus Liebe zu Ferdinanden ließ sie sich von ihrem Verdruß darüber nichts merken, sondern begegnete Hagenfelsen vielmehr mit aller jener Höflichkeit und Artigkeit, welche die Lebensart erfordert.

Um diese Zeit wurde eben in einer benachbarten großen Stadt Redoute gehalten. Mariane war eine leidenschaftliche Liebhaberin vom Tanz; Ferdinand nicht minder; solche Lustbarkeiten liebte er. Es war sehr schöne, bequeme Schlittenbahn. Hagenfels wuste also die Sache ganz leicht und unvermerkt dahin einzuleiten, daß Mariane mit ihm und ihrem Bruder eine Partie auf diese Redoute machen durfte; und hier war es, wo er seinen lange darauf angelegten Plan endlich ausführte.

In der Stadt, wo die Redoute war, kehrte Mariane mit ihren Begleitern bey einem Freunde von ihrem Vater ein, der in der Vorstadt wohnte. Sie zog einen spanischen Habit an, den man itzt à la Figaro nennen könnte, und ließ sich alsdenn in einer Sänf-

te, welche Hagenfels zu besorgen, über sich nahm, in die Aubergetragen, wo die Redoute gehalten wurde. Ferdinand und sein Freund aber giengen zu Fuße dahin. Mariane divertirte sich ungemein auf dieser Masquerade, und auch nicht die mindeste Ahndung empfand sie von dem traurigen Schicksal, das ihr bevorstand. Ihr Bruder und Hagenfels waren fast beständig um sie; besonders gab sich der letztere alle nur ersinnliche Mühe, ihr das letzte Vergnügen, das sie auf der Welt noch genießen sollte, so sehr als möglich, zu versüßen. Nicht ohne Zufriedenheit sahe sie dieses, und sie wuste es Hagenfelsen noch überdieß in ihrem Herzen Dank, ohne zu ahnden, daß sie sich in den Klauen eines Räubers befand, der ihrer Unschuld, den Untergang geschworen hatte.

Um drey Uhr glaubte Mariane, sich genug divertirt zu haben; sie bezeigte also ihren Begleitern Lust, nach Hause zu gehen. Hagenfels hatte die Senftenträger schon wieder bestellt. Mariane setzte sich ein, und die beyden Kerle trugen sie davon, unter der Versicherung, daß sie das Hauß schon wüsten, wo Mariane logiere. Ferdinand war zwar

schon

schon gerüstet, der Sänfte sogleich nachzufolgen. Aber Hagenfels, der den Weg allein nicht wissen wollte, und welchen Ferdinand also auch nicht zurück lassen konnte, trödelte mit Anziehung seiner Wildschur so lange, bis ihnen die Sänfte völlig aus den Augen war. Dann aber giengen sie beyde mit einander nach.

Aber welch' ein Schrecken überfiel Ferdinanden, als er nach Hause kam, und seine Schwester nicht fand! — auch Hagenfels stellte sich äußerst erstaunt, und fluchte auf die Sänftenträger, als ob diese vielleicht betrunken gewesen wären, und — wer weiß wo? noch mit Marianen in der Stadt umher liefen! —

„Wenn sie nicht bald kommen,

sagte er zu Ferdinanden,

„so müssen wir wahrhaftig fort, und
„müssen sie suchen: Denn der Teufel weiß,
„wo die Schlingel das Mädchen hingetra-
„gen haben. —

Ferdinand verzog in gröster Unruhe, kaum eine Viertheilstunde. Es kam niemand. Denn aber dünkte ihm jeder Verzug gefährlich. Wüthend lief er fort; Hagenfels mit ihm; und

und so durchstrichen, und durchsuchten sie die ganze Stadt. Jedoch vergebens! niemand wollte das verlorne Frauenzimmer gesehen haben. Man fragte die Wachen in den Stadtthoren; aber in allen hieß es, man habe zwar Sånften hinaus gehen sehen, aber es sey heute Redoute, und vor allen Thoren wohnten Damen, die sich nach Hause tragen ließen. Nun packte Ferdinand die Tråger an; aber diese Kerle antworteten alle, mit ihrer gewöhnlichen Brutalitåt: wen sie getragen håtte, den håtten sie auch an Ort, und Stelle gebracht, und keiner wollte etwas davon wissen, daß sie ein Frauenzimmer, in dasjenige Haus håtten tragen sollen, das ihnen Ferdinand beschrieb. Er hingegen gieng den Morgen drauf mit dem früheſten aufs Rathhauß, brachte den Vorfall vor Gerichte an, und drang darauf, daß man die Sånftentråger zum Geståndniß, wo sie seine Schwester hingetragen håtten, anhalten möchte. Die Kerle wurden insgesamt vorgefordert, allein sie blieben fest dabey stehen, daß sie das benannte Frauenzimmer gar nicht getragen håtten. Ferdinand håtte über die Hartnåckigkeit dieser Kerle mögen rasend werden. Man gab ihm

Obrig-

Obrigkeits wegen auf, die beyden Träger besonders anzugeben, welchen Mariane sey anvertrauet worden, und dieses zu beschwören. Sonst könne man nichts weiter mit ihnen vornehmen. Aber es war dunkel gewesen. Ferdinand kannte die beyden Kerle so wenig noch, als Hagenfels; noch weniger konnten sie einen Eyd darüber leisten. Sie musten also wieder abziehen, und die Träger kamen ohne weitere Verantwortung loß.

Nunmehr setzte sich Ferdinand zu Pferde, mit dem Vorsatze, nie wieder umzukehren, bis er seine Schwester gefunden habe. Er nahm einen Lohnbedienten mit, und fieng seine Untersuchungen an.

Hageufelsen aber, auf welchen er noch immer keinen Verdacht warf, trug er auf, zu seinen Eltern zurück zu kehren, und ihnen diese schreckliche Nachricht auf eine gute Manier beyzubringen. Hier spielte nun dieser Mensch den Heuchler im äußersten Grade. Der Vater gerieth in die heftigste Wuth; er wollte sich selbst zu Pferde setzen, und — auch dem Satan selbst, seine geliebte Tochter aus den Klauen reissen. Mutter und Schwester zerflossen in Thränen. Hagenfels muste

die bittersten Vorwürfe deswegen anhören, daß er diese unselige Reise aufs Tapet gebracht habe. Er litt alles geduldig, entschuldigte sich, so gut er konnte, bezeigte die innigste Theilnehmung an diesem traurigen Vorfall, und vergoß Ströme von Thränen darüber. Endlich erbot er sich, sie selbst aufzusuchen. Der Pastor gab ihm seinen Knecht mit. Mit diesem streifte er vierzehn Tage lang umher, aber, wie begreiflich, vergebens. Denn er suchte Marianen nur da, wo sie nicht zu finden war. Wie nun alle seine vergeblichen Nachforschungen fruchtlos abgelaufen waren, so überlies Hagenfels die unglücklichen Eltern ihrer Betrübnis, und kehrte ganz ruhig und vergnügt, daß sein Unternehmen so gut geglückt war, auf die Universität zurück; von Ferdinanden aber sahe und hörte man ebenfalls nichts mehr.

Jedoch, wir müssen nun auch sehen, wo die arme Mariane geblieben war. Hagenfels hatte schon lange seinen Plan so angelegt, sie bey Gelegenheit dieser Redoute, die er voraus wuste, wegzukapern. Er dung sich hierzu zwey von jenen liederlichen Kerlen, mit welchen er bekannt war. Diese mietheten einen

nen mit zwey flüchtigen Pferden bespannten Schlitten, begaben sich damit an den Ort, wo die Redoute gehalten wurde, und erwarteten in der Nacht ihre Beute am Ende einer Vorstadt, wo sie die Sänftenträger hinbrachten. Einer von jenen Helfershelfern brachte vorher zweye von den Trägern durch ungeheure Geschenke auf seine Seite, schlich sich en Masque mit auf die Redoute, und sorgte dafür, daß Mariane würklich von den bestochenen Trägern, in Empfang genommen wurde. Er selbst aber gieng in einen weißen Mantel gehüllt, der Sänfte auf dem Fuß nach. Die Träger giengen zu dem bestimmten Thore hinaus, und waren dem, auf sie wartenden Schlitten schon ganz nahe, ehe Mariane von dem Betruge nur das mindeste merkte: denn eines Theils war sie nicht bekannt genug in der Stadt, um die Gassen und Thore gehörig unterscheiden zu können, und dann ahndete sie auch um so weniger etwas arges, weil sie würklich vor dem Thore logierte, und sie den, hinter ihr hergehenden Kerl, der sich manchmal sehen ließ, in der Dunkelheit für ihren Bruder ansahe.

Als

Als nun die Sänftenträger niedersetzten, und die Thür eröfneten, glaubte sie noch immer, vor ihrem Logis zu seyn. Allein sie befand sich am äußersten Ende einer ihr unbekannten Vorstadt; vor ihr hielt ein, mit zwey Pferden bespannter Schlitten; zwey Kerle packten sie an, warfen sie mit Gewalt auf den Schlitten; verstopften ihr den Mund, banden sie mit Tüchern fest an den Schlitten an, bedeckten sie mit einer Wildschur, und flogen pfeilschnell mit ihr davon. Alles dieß geschah in wenig Minuten und ohne daß Mariane sich ihrer bewust war: denn bey dem Anpacken der beyden Kerle, fiel sie in Ohnmacht, und verlor alle Besonnenheit.

An Hülfe war nicht zu denken; denn wie sie wieder zu sich selbst kam, fand sie ihre Hände gebunden, und ihren Mund verstopft. Sie konnte also weder schreyen, noch sich bewegen. Der eine Kerl fuhr, und der andre saß neben ihr. Keiner aber gab einen Laut von sich, sondern die Reise gieng, wie im Fluge, den ganzen Morgen, bis gegen Mittag, ohne Anhalten fort.

Izt gelangte man endlich an ein ansehnliches Dorf, und hielt vor einem großen

Hause still, das einem Gasthofe zu gleichen schien. Viele Schlitten hielten vor der Thür, und im Hause war lauter Leben, und Weben. Ein altes dickes Weib, das einer Wirthin ähnlich sahe, kam heraus, half Marianen aus dem Schlitten heben, und führte sie, nebst ihrem Begleiter, und Räuber, in ein Hintergebäude des Hauses zwey Treppen hinan, und in ein hübsches ausmöblirtes Zimmer. Hier lößte man Marianen von ihren Fesseln los, bat sie, es sich bequem zu machen, und ruhig zu seyn, mit dem Zusatze: sie solle keine Noth leiden, und es solle ihr kein Leid wiederfahren.

Der Kerl, der sie gebracht hatte, gieng fort, und Mariane sah' ihn niemals wieder. Vor Entkräftung warf sie sich auf ein Bette, das in der Stube stand, und ließ ihren Thränen freyen Lauf. Die dicke Frau brachte ihr allerhand Delikatessen; aber sie nahm nichts, als nur auf vieles Bitten, eine Tasse Chocolate zu sich. Inzwischen trat ein junges freundliches Mädchen herein, setzte sich zu Marianen ans Bette, und schwazte ihr allerhand trockene Trostgründe vor, auf welche Mariane nur mit halben Ohren hörte; denn

sie war tief in ihrem Schmerz versunken, und hatte fast alle Besonnenheit verloren. Die dicke Frau hingegen gieng fort, lies das angekommene Mädchen mit Marianen allein, und schloß die Thür hinter sich zu.

Unsre Leser werden sich über die Niederträchtigkeit des von Hagenfels entsetzen, wenn wir ihnen sagen, daß der Ort, wohin er Marianen bringen ließ, kein andrer, als ein berüchtiges Bordell war, unweit der Universitätsstadt, wo er sich aufhielte.

Er war boshaft genug gewesen, sie der Wirthin, um den Preiß der Plünderung ihrer Unschuld, zu verhandeln, doch hatte er sichs ausdrücklich ausbedungen, der erste zu seyn, der ihre Reize genießen sollte. Bald wollen wir sehen, ob, und wie ihm sein abscheuliches Vorhaben gelang.

Izt kehren wir erst zu dem guten Ferdinand zurück, den wir über den Bemühungen, seine Schwester auszukundschaften, verließen. Er durchkreuzte mit unglaublichem Eifer, das ganze Land, fragte alle Wirthshäuser aus, packte alle Reisende an, klagte aller Welt das

Un-

Unglück seiner geliebten Schwester. Aber alles umsonst. Da war auch nicht die geringste Spur von ihr zu finden. Trostlos kehrte er endlich nach drey wöchentlichen Herumschweifen zu seinem Vater zurück; und bejammerte mit ihm den Verlust des treflichen Mädchens. Was war aber weiter zu thun? er mußte denn doch auch wieder auf die Universität gehen, wo er in den Busen seines treulosen Freundes Hagenfels, seinen Schmerz ausschüttete, und dem, der ihm das geliebte Mädchen geraubt habe, in sofern er ihn noch entdecken würde, Tod, und Verderben schwor.

Hagenfels hingegen beschloß, sich nicht eher vor Marianen sehen zu lassen, bis alles zur Entwickelung seines grausamen Plans vorbereitet sey: denn ihre Wuth — dachte er — sollte erst erkalten, und die Kreaturen, unter welchen sie lebte, sollten ihr erst ihre Tugend wegraisonniren. Doch unterließ er nicht, sich alle Tage im Gasthofe einzufinden, um zu sehen, wie weit es mit ihr gekommen wäre. Man sparte auch würklich keine Mühe, Marianens Tugend ganz zu verscheuchen, und alles feine Gefühl der Ehre in ihr zu ersticken

sticken, ob sie gleich noch nicht erfuhr, wer sie eigentlich an diesen abscheulichen Ort gebracht hatte.

Denn da sie sich von ihrem ersten Schmerz ein wenig wieder erholet hatte, versuchte sie zwar, die ihr zur Gesellschafterin gegebene Nymphe, über das, was man mit ihr vorhabe, auszufragen. Allein diese speißte sie immer mit zweydeutigen und unbestimmten Antworten ab, aus welchen sie gar nichts abnehmen konnte. So vergiengen acht Tage, ohne daß die unglückliche Mariane nur das mindeste Licht, über ihre Entführung, und über ihren Zustand erhielt. Niemand kam zu ihr, als die junge Nymphe, welche nur dann und wann von einer andern abgelöset wurde, aus welcher Mariane noch weniger etwas bringen konnte. Die dicke Wirthin aber ließ sich fast gar nicht mehr sehen. Marianen gieng zwar an Bequemlichkeit nichts ab; aber sie durfte doch keinen Fuß aus dem Zimmer setzen, und wurde beständig, wie eine Gefangne gehalten, und bewacht. Im Hause hörte sie zwar ein unaufhörliches Lärmen, von Musik, und schwärmenden Menschen: doch

fiel sie noch immer nicht darauf, daß sie sich in einem so schändlichen Hause befand.

Endlich kam die dicke Frau einmal selber wieder zu Marianen, und zwar in keiner andern Absicht, als um sie auf die Katastrophe, die ihr bevorstand, vorzubereiten. Mariane empfing sie sehr freundlich: denn sie glaubte, die Alte damit für sich einzunehmen, und so das Geheimniß von ihr heraus zu bringen.

„Nun! wie gehts, wie stehts, mein lie-
„bes Goldschätzchen!

sagte die Wirthin,

„sind Sie bald eingewohnt?

M. Wie kann man eingewohnen, wenn ei-
„nem nicht einmal gesagt wird, wo man
„ist? Man hält mich ja hier ordentlich
„gefangen. Und was hab' ich denn verbro-
„chen? — ist denn das in einem gesitte-
„ten Lande erlaubt? — und giebts
„denn hier keine Obrigkeit, die solche Fre-
„velthaten hindert?

W. Nur ruhig, Liebchen! du bist sehr wohl
„aufgehoben, und du wohnest in einem
„Hause, wo dir's noch recht wohl gehen
„soll, so bald du nur selber willst.

M. Das verstehe ich nicht. Man sage mir, „wer mich entführt hat? und gebe mir „meine Freyheit! Weiter verlange ich „nichts, und dafür will ich so gar noch „dankbar seyn.

W. Du sprichst sehr gut, Zuckerpüppchen! „nur kann es nicht nach deinem kleinen „Trotzköpfchen gehen. Du must erst die „honneurs meines Hauses machen, ehe „du wieder frey wirst. Aber denn, den„ke ich, sollst du wohl von selbst bey mir „bleiben.

M. Was wollen Sie damit sagen?

W. Weiter nichts, mein Goldengelgen! als „daß hier der Tempel der Liebe ist, wo „man ihr die süßesten Opfer bringet, und „wo solche reizende Töchterchen, wie du „bist in allen Ehren gehalten werden. Hier „lebt man alle Tage herrlich und in Freu„den; man jubelt, man tanzt, man trinkt, „man liebelt, und das soll auch künftig „dein Geschäft seyn, so bald du nur ein „wenig Lust dazu bezeigest.

Deutlicher konnte sich die Wirthin nicht erklären. Mariane hatte von dergleichen Häusern der Wollust schon gehöret, und gelesen.

Man

Man kann sich also leicht vorstellen, wie heftig sie erschrack, und wie ihre ganze Seele erzitterte, als sie itzt erfuhr, daß sie zur Priesterin eines so schändlichen Tempels bestimmt war.

„Was? in ein so abscheuliches Haus hat
„man mich gebracht?

rufte sie wüthend aus,

„und Sie, niederträchtiges Weib, kön-
„nen sich schmeicheln, daß ich jemals fä-
„hig seyn werde, mich zur schändlichsten
„Kreatur unter der Sonne herab würdi-
„gen zu lassen? — Verfluchtes Ungeheu-
„er, das mich raubte! — eher sollt ihr
„meinen Tod erleben, als daß ich länger
„an diesem Orte bleibe! Gott und Men-
„schen will ich um Hülfe anschreyen. —

Sie ergriff die Thür, und wollte entfliehen,

„Sachte! sachte! mein Liebchen!

sagte die Alte, indem sie Marianen ziemlich unsanft beym Rocke faßte, und sie den beyden Nymphen, die zugegen waren, und sie fest halten mußten, in die Arme schleuderte.

„Nein! so schnell gehts nicht,

fuhr sie fort,

„kühle nur deine Hitze ab, Mädchen! du

 „wirst

„wirst schon gelindere Saiten aufziehen!
„Hier kommt man mit seinem Köpfchen nicht
„durch, wie etwan beym lieben Mütter-
„chen zu Hause. Besänftige dich! wenn
„ich wieder komme, gehts aus einem an-
„dern Tone.

Damit gieng sie davon, und schloß die Thür zu. Mariane war rasend; sie stieß die eine der beyden Mädchen vor die Brust, daß sie zu Boden fiel, und suchte mit den Füßen die Thür aufzusprengen. Vergebens! denn sie war von außen verriegelt. Die beyden Mädchen redten ihr zu, und sagten, daß alles Entfliehen unmöglich sey, weil sie nicht ungesehen über den Hof kommen könne. Mariane warf sich aus Verzweiflung auf das Bette, und verwünschte ihr Schicksal. Einige Tage über sprach sie kein Wort, aß und trank wenig, und begegnete der Nymphe, die bey ihr blieb, mit größter Verachtung und Grobheit.

Als sie nun aber einige Tage über so gewüthet hatte, sahe sie wohl, daß sie damit nichts ausrichtete. Sie legte sich also aufs Bitten, und suchte ihre Gesellschafterin durch Güte zu gewinnen. Diese hingegen war fein

genug,

genug, ihr Hoffnung zum Entfliehen zu machen, dachte aber an nichts weniger, als sie zu erfüllen. Man suchte vielmehr Marianen Geschmack an der Wollust einzuflößen, um sie dadurch unvermerkt dahin zu leiten, wo man sie hin haben wollte.

Es kamen daher oft mehrere Nymphen des Hauses, auf ihrem Zimmer zusammen, wo sie in Marianens Gegenwart nicht nur die wollüstigsten Schilderungen von ihren Abentheuern entwarfen, sondern auch viele dergleichen Scenen so gar nachspielten. Nichts wurde unterlassen, die üppigsten Gemälde darzustellen. Man trieb es so gar so weit, daß man Marianen einsmals in ein andres Zimmer führte, und sie vor einen großen Spiegel hinstellte, in welchem sich durch ein großes Fenster, das ins Nebenzimmer gieng, eine Gruppe des äußersten Grades der Wollust, welche im Nebenzimmer wirklich gespielt wurde, präsentirte. Mehrere dergleichen Reizungen zur Ueppigkeit übergehe ich hier, um der Ehrbarkeit willen mit Stillschweigen.

Manches andere Mädchen, das unversucht für tugendhaft gilt, würde hier bey so vieler Anreizung sinnlicher Triebe, zwischen

Tugend und Laster wenigstens gewanket haben. Nur Mariane blieb unerschüttert. Sie hörte und sah mit an, was sie nicht vermeiden konnte, und bejammerte die Würde des Menschen, welche sie hier in den tiefsten Abgrund des Verderbens sinken sah. Zwar bat sie oft, man möchte sie nur mit dergleichen Vorspiegelungen verschonen, weil man die gehoffte Absicht doch nimmermehr bey ihr erreichen würde. Da aber alles Bitten nichts half, so lachte sie endlich der Thorheit ihrer Verführerinnen, und schwieg. Und so giengen vier Wochen hin, ohne daß ihr Schicksal entschieden wurde.

Nunmehr aber erschien der Zeitpunkt, wo der niederträchtige Hagenfels die Früchte seiner schändlichen Unternehmung endlich auch genießen wollte. Er redete die Sache mit der Wirthin ab, und zweye von ihren Nymphen, die am stärksten waren, wurden zu Helfershelferinnen erkohren.

Eines Abends nun, zwischen neun und zehn Uhr, überfiel Marianen eine unwiderstehliche Neigung zum Schlaf, die Folge eines Medicaments, das man ihr diesen Abend, in einem Glase Limonade beygebracht hatte.

Sie sagte, daß sie sich schlafen legen wollte; die eine Nymphe gieng fort, und die andere — denn eine blieb gewöhnlich auch des Nachts zur Wache mit in ihrem Zimmer — entkleidete sich und legte sich in das andere Bette, das im Zimmer stand. Mariane that ein gleiches, und legte sich in das ihrige. Sie schlief ein, und der Genius ihrer Unschuld, der noch immer um sie geschwebt hatte, war treulos genug, sie itzt ihrem traurigen Schicksal ganz zu überlassen.

Kaum war sie eingeschlafen, so eröffnete die schändliche Wächterin die Thür, und ließ den Bösewicht herein, der Freundschaft und Tugend mit Füßen trat, um seinen abscheulichen Lüsten zu huldigen. Er säumte nicht, sich zu Marianen ins Bette zu legen, während daß die andere Nymphe auch wieder herzu kam, um im Fall einer Widersetzung, Marianen, mit Gewalt zur Vollendung des Bubenstücks zu zwingen.

Jedoch — dieß war nicht nöthig — Hagenfels erreichte seinen schändlichen Wunsch, und siegte über die Unschuld der schlafenden Huldgöttin. — Nur alsdenn — da alle Rettung verlohren war — erwachte sie aus

dem unseligen Schlafe, allein sie glaubte des Todes zu seyn, da sie sich in den Armen einer Mannsperson fühlte, von welcher sie schon überwunden war. — Etwas entsetzlicheres, als ihre Wuth, läßt sich kaum denken, wie sie beym Schein eines Lichts, das auf dem Tische stand, in dieser Mannsperson den treulosen Hagenfels erkannte. —

„Abscheulicher Verräther!

rief sie aus, indem sie gerade aus dem Bette sprang, und einen Stuhl ergriff, mit welchem sie auf Hagenfelßen loß stoßen wollte,

„so bist du also mein Verführer? der Räu-
„ber meiner Freyheit und meiner Unschuld?
„— undankbarer schändlicher, höllischer
„Bösewicht! nur mit deinem Tode sollst
„du deinen Sieg büßen!

Ein gefährlicher Stoß würde vielleicht wirklich der Lohn seiner Schandthat gewesen seyn, wären die beyden Nymphen nicht Marianen in die Arme gefallen, und hätten sie fest gehalten. Auch Hagenfels säumte seiner Seits nicht, zum Sukkurs zu kommen; so entwaffneten sie das unglückliche Mädchen, das zu schwach war, um drey so starken Gegnern widerstehen zu können. Dennoch aber rang sie

sie mit ihnen so lange, bis alle Kräfte sie verließen, und sie in Ohnmacht dahin sank. —

Diesen Zufall nützte man nun, um sie wieder ins Bette zu legen. Sie erlangte zwar bald ihr Bewußtseyn wieder, aber jene harten Kämpfe, der sie noch immer beherrschende Schlaftrunk, und die Folgen ihrer Ohnmacht, hatten sie dermaßen geschwächt, daß sie den erneuerten Anfällen ihres Siegers schlechterdings nicht mehr widerstehen konnte. Doch vollendete er seinen abscheulichen Triumph nur unter Strömen von Thränen, die ihren Augen entflossen, und unter vielen Verwünschungen, womit sie den Allmächtigen zum Rächer ihrer Unschuld aufforderte. —

Endlich raubte ein nochmaliger tiefer Schlaf ihr alles Bewußtseyn ihrer selbst. Hagenfels verließ sie vergnügt über seinen Sieg, der ihm so viel Mühe und so viel Geld gekostet hatte, der ihn aber auch geradezu auf den Weg zu seinem Verderben führte.

Mariane hingegen schlief bis an hellen Morgen und erwachte nur mit Entsetzen über den Verlust ihrer Unschuld. Mit diesem Entsetzen reifte aber auch ein unseliger Vorsatz in ihrer Seele, der, so schrecklich er auch

war, ihr doch einstweilen viele Ruhe einflößte, weil sie glaubte, dadurch auf einmal aus dem Elende ihrer Schande erlöset zu werden. Ein Thränenguß begleitete noch den Gedanken an die Größe ihres Verlusts; aber das waren auch die lezten Thränen, die sie weinte. —

So bald sie aufgestanden war, zog sie sich ruhig an, und trank ihren Kaffee, ohne zu thun, als ob ihr etwas trauriges begegnet wäre. Endlich bat sie eine ihrer Gesellschafterinnen, sie möchte sie frisiren, weil heute ihr Ehrentag sey. Die Nymphe verstand nicht, was Mariane damit sagen wollte; doch that sie, was diese wollte.

„Ihr habt mich diese Nacht barbarisch be„handelt.

sagte sie hierauf,

„ich weiß alles noch, ob ihr mir gleich ei„nen Schlaftrunk eingegeben hattet. Aber „ihr sollt mir es nicht umsonst gethan ha„ben! ich werde mich rächen. Meine „Reize sollen die eurigen bald verdunkeln, „wenn ich mich nur öffentlich sehen lasse, „und das will ich noch heute thun. Denn „nun bin ich doch nichts anders mehr, als „was ihr seyd; ich bin eben so eine nie-

„der-

„verträchtige, weggeworfene Kreatur,
„wie ihr. Die Rose meiner Tugend ist
„gebrochen; ein falscher tückischer Böse-
„wicht hat sie mir geraubt, zerblättert,
„und muthwillig mit Füßen getreten.
„Aber ich werde es ihm gedenken, bis ein-
„mal nach meinem Tode — denn ich
„werde endlich doch noch mit euch im La-
„zarethe sterben —: alsdenn will ich ihn
„als Gespenst verfolgen und will ihn mar-
„tern ohne Aufhören.

Die beyden Nymphen lachten zwar über diese Reden; die eine aber, welche Marianen frisirte, bezeigte doch einiges Mitleiden mit ihr: denn sie sagte:

„Hasse mich nur nicht, liebe Mariane.
„Ich habe dich mit Widerwillen so hart
„traktiren müssen. Mir ist es erst eben
„so, wie dir gegangen. Auch ich war
„ein frommes unschuldiges Mädchen. Wir
„wollen nun unser Unglück gemeinschaft-
„lich tragen.

„Unglück?

versezte Mariane,

„wir können ja herrlich und in Freuden
„leben. Wenn man sich das mit dem

„Laster

„Laster erkaufen kann, was wollen wir
„mehr? —

Das Mädchen wurde sehr treuherzig; die andere Nymphe ließ sie beyde allein, und nun erzählte jene Marianen alle Umstände, wie es mit ihrer Entführung zugegangen war: denn sie wußte solche von einem der Helfershelfer, die Hagenfels dabey gebraucht hatte, der in sie verliebt war, und ihr einmal in einer Stunde der Vertraulichkeit alles haarklein entdeckt hatte.

„Es ist gut!

antwortete Mariane,

„ich danke dir für deine Offenherzigkeit.
„Aber — wenn du meinen Bruder einmal
„zu sehen bekommen solltest, so erzähle es
„ihm auch! er wird dich ehrlich dafür be-
„lohnen: denn er hält viel auf mich.

Als sie frisiret war, zog sie sich sehr kokett an, und ließ der Wirthin sagen, sie würde gegen Abend auf dem Tanzsaal erscheinen; sie möge inzwischen für einen hübschen Liebhaber sorgen. Alsdenn forderte sie Schreibezeug, und bat, daß man sie eine Stunde lang allein lassen möchte.

„Ich will an meinen alten Liebhaber
„schreiben,

sezte sie hinzu,

„und will ihm melden, daß ich eine Hu-
„re geworden bin. Er wird sich mei-
„netwegen ängstigen. Es ist also billig,
„daß er meine Lage weiß, damit er sich
„in andres Mädchen wählen kann.

Man gab ihr Schreibezeug, und entfernte sich: denn die Bestellung des Briefs hing ohnedem nicht von ihr ab. Sie schrieb einige Zeilen an ihre Eltern, und steckte solche in Busen: dann fiel sie mitten im Zimmer auf ihre Knie nieder, und betete. Den Inhalt ihres Gebets aber erfuhr niemand: denn sie war allein, und sie wurde nach Verfließung der bestimmten Stunde, nur noch kniend angetroffen.

„Ich habe Gott um Vergebung meiner
„künftigen Sünden gebeten,

sagte sie,

„denn die vergangenen wird er mir
„wohl schon verziehen haben, weil ich
„sie nicht mit Vorsatz begieng.

Bis zum Mittagsessen sprach sie sehr ruhig, und vernünftig, mit ihren Gesellschafterinnen. Gewöhnlich hatte sie auf ihrem Zimmer gespeist; man machte auch diesmal keine Ausnahme davon, außer daß, statt einer, itzt vier Nymphen mit ihr speisten. Sie war sehr heiter, und aß mit vielem Appetit.

„Gebt Achtung!

sagte sie zu ihren Tischgenossinnen,

„nach Tische werde ich ein ganz andres
„Geschöpf seyn. Ich werde eine große
„Verwüstung unter euch anrichten, und
„ihr könnt noch etwas von mir ler-
„nen.

Die Nymphen hielten diese Reden für Spaß: denn Mariane lächelte dazu, und trank, gegen ihre sonstige Gewohnheit, fast eine ganze Bouteille Wein aus. Ueber dem Desert fragte sie:

„Ists nicht wahr, Schwestern! daß
„ich meine Unschuld schändlich verlohren
„habe?

Die Mädchen bejahten es, und sahen einander an: denn sie ahndeten nicht, was Mariane eigentlich mit dieser Frage haben wollte.

„Nun

„Nun denn! was soll mir das Leben“ versezte Mariane, indem sie unvermerkt ihr Messer ergriff, und sich solches bis an das Heft, in den offenen Busen stieß.

„Gott sey mir Sünderin gnädig!“ dieß waren ihre lezten Worte: denn sie fiel augenblicklich vom Stuhle, und lebte sprachlos nur noch einige Minuten. —

Die vier Nymphen fingen ein Geschrey an, daß das ganze Haus davon erscholl, und liefen voller Angst und Schrecken davon. In einem Augenblick gerieth der ganze Gasthof in Aufruhr. Jedermann lief herbey, und schlug die Hände zusammen. Die alte Wirthin gerieth in Todesangst, und fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Eine Menge Gäste und Hausgenossen liefen herzu, und füllten das Zimmer, wo Mariane schon entseelt in ihrem Blute schwamm. Niemand wußte, was zu thun war? doch legten einige von den Gästen, die das Vorurtheil nicht hatten, daß man sich mit Berührung selbst sich ermordeter Körper verunehre, den Leichnam auf ein Bette. Inzwischen kam die Wirthin wieder zu sich selber. Und da wollte sie denn anfänglich zwar die

Sache

Sache vertuschen. Aber vergebens! denn der Ruf davon war in einer halben Stunde durch die ganze Gegend erschollen. Die Gerichtsobrigkeit des Orts war geschwind bey der Hand, dem entseelten Körper Wache zu setzen. So wurden auch bis auf weitere Verfügung, alle Ausgänge des Hauses mit Wachen besezt, weil man sogleich Gewaltthätigkeiten an der entseelten vermuthete.

Um eben diese Zeit ritten nun eben vier Studenten, nach dem Orte zu, wo jener blutige Auftritt vorgefallen war, spazieren. Darunter befand sich denn auch unser Lindenhayn, der immer noch mit nichts weiter, als mit Auskundschaftung seiner Schwester beschäftiget war. Ein andrer Student begegnete ihm vor dem Dorfe, und dieser war ein Bekannter von Lindenhayn. Mit vieler Bewegung erzählte er den vieren, daß sich eben ein Mädchen in * * * erstochen habe, welches vermuthlich mit Gewalt sey geschändet worden: denn sie wäre auch noch im Tode überaus schön, und man flüstere sich ins Ohr, daß Hagenfels der Urheber und Theilnehmer dieser Entehrung sey.

Ferdinanden war's, als ob ihn der Donner rührte, so eine schreckliche Ahndung durchdrang seine Seele. Der Name Hagenfels, an welchem er seit der Entführung seiner Schwester eine gewisse Veränderung seines Betragens gespürt hatte, die ihm anfieng bedenklich zu fallen, — dieser Name durchschmetterte sein ganzes Herz.

„Kommt Brüder!

sagte er zu seinen Gefährten,

„Laßt uns das bejammernswürdige Mäd-
„chen sehen!

und sie jagten in vollem Gallop auf den Gasthof zu.

Mit wüthender Beklemmung des Herzens drang Ferdinand bis in das Zimmer, wo die Leiche lag. Und izt — wie er hinein trat, und der im Blute gebadete Körper seiner Schwester ihm in die Augen fiel — denn er kannte sie augenblicklich, — welch' Entsetzen! welcher namenlose Jammer! —

Starr, und wie ohne Leben blieb er anfänglich einige Schritte vor dem Leichnam stehen.

„Großer Gott! wo war deine Vorse-
„hung? —

 rief

rief er mit aufgehabenen Händen aus, und mit einer Stimme, vor welcher alle Anwesende erbebten. — Wie Feuerfunken blitzte ihm Wuth und Schmerz aus den Augen, und schon begann er in Ohnmacht zu sinken. Zwey seiner Freunde aber hielten ihn aufrecht. Endlich trat er langsam der Leiche näher. — Jammervoll rief er:

„Meine Schwester! — Mariane! meine
„arme Schwester! —

und izt stürzte er, wie leblos auf sie nieder. Schmerz und Verzweiflung raubten ihm Sprache und Besonnenheit. Man mußte ihn von dem Leichnam mit Gewalt hinwegreißen: so fest waren seine Lippen auf die kalten und entroseten Wangen des entseelten Mädchens geheftet.

„Gott! Rächer der Unschuld!

sprach er mit großer Bewegung, als er sich von der Leiche hinweg wendete,

„Wenn ließest du solche Schandthaten un-
„geahndet? — ich bitte dich! brauche
„mich zu deinem Rachschwerdte! denn —
„so wahr deine Heiligkeit ist — so gewiß
„schwöre ich hiermit dem Frevler, der die-

„ſes alles that — ewige — ewige
„Rache.

Er knirſchte mit den Zähnen, und fragte die umſtehenden Nymphen:

„Ihr Abſchaum des menſchlichen Ge-
„ſchlechts! ſagt mir! wer hat das Mäd-
„chen geſchändet? —

Keine traute ſich zu antworten. Nun faßte er die eine bey der Gurgel, um ſie mit Gewalt zum Geſtändniß zu bringen. Aber die Wache verbot ihm dieſe Gewaltthätigkeit. Endlich ſagte ihm eine andere ins Ohr Hagenfels ſey der Verführer, und ſo bald ſie aus dem Arreſte ſey, wolle ſie ihm auch das übrige entdecken.

Hier ſchien ſich nun Ferdinand auf einmal zu faſſen. Nur bat er, daß man den Leichnam ſeiner Schweſter wohl verwahren möge, ergriff noch einmal die kalte Hand deſſelben, drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſagte:

„ſo wahr als dies Herz immer für dich
„ſchlug, ſo beyſpiellos ſoll die Rache ſeyn,
„die ich an deinem Mörder nehmen will.

Doch izt wurde er erſt den Brief gewahr, der in ihrem Buſen ſtack. Er zog ihn ſchnell

hervor, und ob er gleich voller Blut war, so konnte man doch die Schrift desselben noch lesen.

Die Aufschrift war:

„An meine lieben Eltern.

und gleich darunter waren die Worte geschrieben:

„Jede menschenfreundliche Seele, welche
„diesen Brief zuerst bey mir findet, erfülle
„die letzte Bitte einer Sterbenden, denselben meinen Eltern zuzustellen!

Hastig eröfnete ihn Ferdinand: denn er war nicht versiegelt. Sein Innhalt bestand in folgenden Zeilen:

„Theureste Eltern!

„Ich bin entführt — entehrt — geschändet — an einem der abscheulichsten Oerter, welche jemals die Sonne beschien. „Ein heuchlerischer, niederträchtiger Bube, „Hagenfels, hintergieng meinen lieben „Bruder, und Sie; meine Unschuld „aber raubte er mir durch teuflische Mittel. Ich werde diese Schande nicht erleben. In einigen Stunden bin ich nicht „mehr. Wenn Sie dieses lesen, hoffe ich „ausgelitten zu haben. Bitten Sie Gott,

„daß

„daß er mir meine Sünden verzeihe! Ei-
„ner so elenden, gekränkten Seele wie ich
„bin; sollte ihr der Allgütige nicht gnädig
„seyn? — ich danke Ihnen nochmals für
„alle Sorgfalt, und Güte, die Sie von
„jeher auf mich gewendet haben. Weinen
„Sie nicht um meinen Tod! Denn er war
„nothwendig. Aber um den Verlust mei-
„ner Ehre können Sie weinen: denn ich
„habe sie ohne Schuld verloren. Nur
„in jenem Leben sehen wir uns wieder.
„Gott segne und beschütze Sie! sagen Sie
„auch meiner lieben Schwester, und mei-
„nem Bruder, das letzte Lebewohl! —
„die Zeit meines Ausgangs nahet heran.
„Lieben Sie auch noch im Tode

Ihre

Mariane.

Ferdinand drückte den Brief an seinen Mund, und sagte:

„Holde Siegerin! du hast rühmlich deine
„Laufbahn beschlossen!

Denn steckte er ihn zu sich, gab dem Leichname noch einen wehmüthigen Blick, und verließ diesen traurigen Ort, mit blutenden Her-

zen, und voll brennenden Verlangen, die Unschuld seiner Schwester zu rächen. —

Izt aber kehrte er vor allen Dingen nach der Stadt zurück, und gieng in das Konsistorium, um seiner unglücklichen Schwester wo möglich, ein ehrliches Begräbnis auszuwürken. Dort erzählte er nun den ganzen Vorfall, mit allen Umständen, in so rührenden Ausdrücken, daß manchen derer Beysitzer Thränen in die Augen traten; und so erlangte er auch so viel damit, daß Mariane auf den ordentlichen Kirchhof, jedoch nur in der Stille, begraben werden durfte. Er veranstaltete dieses ihr Begräbnis selbst, und half sie zu ihrer Ruhe begleiten.

Wir übergehen das Schrecken, und die Betrübnis ihrer guten Eltern, als sie die niederschmetternde Nachricht, von Marianens traurigem Schicksale und den von ihrem Blute gefärbten Brief erhielten! denn solche Scenen würden die Herzen mitleidiger Leser nur zu heftig erschüttern.

Auch gedenken wir nicht der Strafe, welche der grausamen Kupplerin und ihren schändlichen Nymphen wiederfuhr, außer, daß sie allesammt auf einmal ins Zuchthaus kamen; — eine

— eine jedoch noch viel zu geringe Strafe, in Verhältnis mit ihrem abscheulichen Verbrechen.

Wir wenden uns vielmehr wieder zu unserm Ferdinand, und zu derjenigen Rache, welche er dem unwürdigen Hagenfels geschworen hatte. Dieser hatte seiner Seits keine Zeit versäumt, sich aus dem Staube zu machen, so bald er die Nachricht empfing, daß sich zu *** ein Mädchen ermordet habe: denn auf wen konnte er sonst wohl rathen, als auf Marianen? Er gieng nach Königsberg, um auf dasiger Universität die Zeit vollends zuzubringen, die ihm sein Vater zum Studieren gesezt hatte. Auf diese Weise entgieng er zwar der Strafe des weltlichen Richters. Ob ihm aber auch seine Frevelthaten von der über alles wachenden ewigen Gerechtigkeit, für genossen ausgiengen, dieß werden wir in der Folge sehen.

Ferdinand erfuhr es bald, wo Hagenfels zu finden war. Er konnte ihn leicht aufsuchen, und die blutigste Rache an ihm nehmen. Aber er that es nicht, sondern sann auf eine andre Art von Genugthuung, die ganz ohne Beyspiel seyn sollte. Einen nieder-

trächtigen Menschen nachzureisen, ihm Zweykampf anzutragen, und dabey sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen; dies hielt er für gefährlich, und seinem Zweck entgegen strebend; so wie es ihm als eine Niederträchtigkeit vorkam, seinen Beleidiger, durch Meuchelmörder verfolgen zu lassen. Gleiches mit gleichem zu vergelten, dünkte ihm endlich allein diejenige Rache zu seyn, welche er seiner unglücklichen Schwester schuldig zu seyn glaubte. Und auf diesen Gedanken führte ihn die Erinnerung an die Lobeserhebungen, welche ihm Hagenfels sehr oft von seiner einzigen Schwester gemacht hatte. Er hatte diesen Bösewicht oft sagen hören, daß seine Schwester das schönste und tugendhafteste Mädchen im ganzen Lande sey, und daß sein Vater sie nur einem Manne vom ersten Range am Hofe, geben würde. Hagenfels war ungemein stolz auf diesen edlen Zweig seiner Familie; und hier — glaubte Ferdinand, würde jener auf der empfindlichsten Seite angegriffen werden können.

Diese seltene Schöne zu verführen, — durch einen Bürgerlichen zu verführen, und Hagenfelßen dadurch einen der empfindlichsten Streiche zu versetzen, dieß dünkte ihm

end-

endlich würklich das beste Mittel zu Abkühlung seiner Rache zu seyn. Ein schweres Unternehmen war es freylich; aber Ferdinand scheute keine Schwierigkeiten, wenn es drauf ankam, den Tod und die Schande seiner geliebtesten Schwester zu rächen.

Sein völliger Entschluß war bald gefaßt, und nun verschritt er schnell zur Ausführung desselben. Er erhielt, unter dem Vorwande auf Reisen zu gehen, und dadurch seinen Gram über das Unglück seiner Schwester zu zerstreuen, von seinem Vater leicht eine so ansehnliche Summe Geldes, als zu seiner Unternehmung nöthig war. Alsdenn warf er sich in die Equipage eines reichen Cavaliers, nahm den Namen eines bekannten kurländischen Edelmanns an, und gieng unter dieser Masque dem Anschein nach auf Reisen.

Jedoch nahm er seinen Weg gerade nach der Wetterau, und war so glücklich, mit der Hagenfelsischen Familie bald Bekanntschaft zu machen. Der alte Hagenfels war sonst in den Diensten des Marggrafen von Baaden gewesen, und lebte, unter dem Titel eines geheimen Raths, auf seinem sehr ansehnlichen Landgute in der Wetterau. Er

war ein alter stolzer, störrischer, unversöhnlicher Mann, der auch dem nächsten Blutsverwandten, keine Beleidigung ungeahndet hingehen ließ. Ferdinand lernte seinen Karakter bald kennen; und er freute sich darüber, weil derselbe mit in seinen Plan gehörte. Außer seinem übelgerathenen Sohn, und Fräulein Rosalien, so hieß seine Tochter, hatte dieser Mann sonst keine Kinder; auf diese aber gründete er seinen ganzen Stolz, und in ihnen sahe er schon im Geiste, die Größe, und den Rang seines Hauses von neuen aufblühen. Wer ihn an diesen seinen Kindern wehe that, griff ihn auf der empfindlichsten Seite an. Seinen Sohn hielt er für ein Muster der Ehrliebe, und der Größe des Adelstandes.

Fräulein Rosalie war eine große wohlgebaute Blondine, die in jeder Betrachtung den Namen einer Schönheit verdiente. Sie besaß einige sehr gute Eigenschaften; aber diese wurden doch größtentheils durch einen nicht gemeinen Stolz auf ihren Adel, und durch einen ziemlich starken Hang zur Wollust wieder verdunkelt. Verschiedene ansehnliche Männer hatten sich zwar schon um ihre Hand

beworben; aber keiner war ihr, und ihrem Vater noch groß und vornehm genug gewesen. Und so traf denn auch bey ihr das Sprichwort ein, daß Hochmuth vor dem Fall kommet, wie uns gegenwärtige Geschichte bald lehren wird.

Ferdinand wurde, als ein reicher Edelmann aus einer der ältesten Familien in Curland, in dem Hagenfelßischen Hause mit vieler Distinction behandelt. Durch einen angenommenen Stolz auf seinen Rang, und seinen Reichthum traf er die schwache Seite des Vaters so gut, als der Tochter, und da er ein schöner Mann war, so machte er auf Rosaliens Herz bald einen Eindruck, der ihm seine eigentlichen Absichten befördern half.

Wir übergehen die mancherley Kunstgriffe, und Verführungsmittel, wodurch nichts desto weniger Ferdinand die Tugend der schönen Rosalie bestürmen muste, ehe er seinen Zweck bey ihr erreichen konnte. Denn das Fräulein hatte theils eine zu gute Erziehung genossen, als daß sie in jede ihr gelegte Schlinge hätte fallen sollen, theils sicherte sie auch ihr Stolz gewissermaaßen vor den Ausschwei-

fungen der Liebe, obschon ihr Hang zur Wollust sie nicht ganz davon abgeneigt machte. Und vielleicht hätte wohl Ferdinand seinen ganzen Plan wieder aufgeben müssen, wäre ihm nicht der Zufall, der so viel, und oft mehr, als Witz, und Klugheit zur Beförderung gewisser Absichten beyträgt, auch hier zu statten gekommen.

Es trug sich zu, daß ein junger Edelmann, der vergebens um Rosaliens Hand geworben hatte, aus Rachsucht in einer ansehnlichen Gesellschaft schlecht von ihr gesprochen hatte. Dieß kam dem Fräulein wieder zu Ohren; ihr Stolz war auf das empfindlichste beleidiget; sie glaubte sich heftig an ihrer Ehre gekränkt, und dürstete nach Genugthuung. Ferdinand ergriff diese günstige Gelegenheit, sich ihr, auf eine recht einleuchtende Weise, verbindlich zu machen.

Er erbot sich, Rosaliens Ehre zu vertheidigen, und ihr, mit Gefahr seines Lebens Genugthuung zu verschaffen. Das Fräulein war sehr vergnügt darüber, und so nach forderte er den Edelmann zum Duell heraus. Ferdinand war ein vollkommener Fechter. Er entwafnete daher seinen Gegner völlig,

und

und zwang ihn, dem Fräulein eine schriftliche Abbitte, und Ehrenerklärung zu thun. Er selbst aber bekam nur eine leichte Wunde am rechten Arme, die in einigen Tagen wieder geheilt war.

Es war an einem der schönsten Frühlings-Abende, und Rosalie saß einsam und traurig über die erlittene Beschimpfung, in einer grünen, dunklen Laube des Gartens, als Ferdinand zu ihr hinein trat, und ihr des überwundenen Edelmanns schriftliche Abbitte zu Füßen legte. Namenloses Entzücken durchbebte ihr Herz; im Ausbruch ihrer Dankbarkeit fiel sie Ferdinanden um den Hals, und drückte ihm Millionen Küsse auf seinen Mund. Er ermangelte nicht diese günstige Gelegenheit zu nutzen, und ihre Eckstase gehörig zu erwiedern. Bald verlohren sie sich in wechselseitigen Umarmungen; Rosalie vergaß Tugend, Stolz und Bewustseyn ihrer Größe; — die Schäferstunde schlug; — und die einsame Laube wurde zum Wahlplatz des Sieges, welchen Ferdinand triumphirend über die Schöne errang. — Rosalie fand in der Folge mehr Geschmack an dergleichen einsamen Zusammenkünften. Sie wurden also einigemal

wie-

wiederholet, und so lange fortgesezt, bis Ferdinand glaubte — daß ihm zu seiner Rache nichts mehr zu wünschen übrig sey.

Als er nun die natürlichen Folgen dieses seines Triumphs, zu befürchten anfieng, gab er in dem Hagenfelsischen Hause eine Tour nach Baaden vor, begab sich aber nach Straßburg, wo er vor der Rache der hintergangenen Rosalie, und ihrer Verwandten, nichts mehr zu fürchten haben konnte. Von hier aus schrieb er an den alten Hagenfels folgenden Brief:

„Gnädiger Herr!

„Der Mensch, welcher Ihnen diesen Brief „schreibt, genoß in Ihrem Hause, viel „Gnade. Undankbar werde ich Ihnen aber „scheinen. Scheinen nur—sage ich mit Fleiß: „denn durch das Gute, welches Sie mir „erwiesen, wurde die Schande, und der „Schmerz, den Ihr niederträchtiger Sohn „über meine Familie brachte, noch lange „nicht ausgetilgt. Es bedurfte eines „grösseren Söhnopfers—eines Opfers, das „ich mir selbst nehmen muste. — Wissen „Sie also: ich bin eben derjenige Mensch, „wel-

„welcher sich unter dem Namen eines Ba-
„ron von R. einige Zeit in Ihrem Hause
„aufhielt; — doch war meine Baron-
„schaft nur eine Masque — ein Gaukel-
„spiel. Ich heiße eigentlich Ferdinand
„Lindenhayn, und bin der Sohn eines
„Landpredigers in Sachsen. — Wissen
„Sie ferner! ich habe Ihre Tochter —
„die schöne Rosalie — verführt — ent-
„ehrt! — sie ist von dieser Entehrung
„schwanger. Aber weit gefehlt, daß mich
„Liebe, oder Wollust, oder Anleitung von
„ihr selbst, zu dieser Handlung — deren
„Strafbarkeit ich gar nicht läugne — da-
„zu gereizet, und verführt hätten. Nein!
„Rache, bloße Rache, an Ihrem boshaf-
„ten Sohne, war die Triebfeder davon;
„— Rache, die ich dem Schatten meiner
„unglücklichen Schwester geschworen hatte.
„Denn — vernehmen Sie wohl! — Ihr
„Sohn hat diese meine geliebte Schwester
„— sie war ein Engel Gottes auf Er-
„den — auf das niederträchtigste entführt,
„und — geschändet! — sie ist nicht mehr.
„Aus Verzweiflung über ihren Fall beraub-
„te sie sich selbst ihres Lebens. Und nun

„— durch Ausübung des Wiedervergel-
„tungs-Rechts, konnte das Bubenstück
„Ihres Sohnes gerochen werden. Doch
„noch lange wiegt meine Handlung -- so
„unedelmüthig sie auch seyn mag — die
„schändliche That ihres Sohnes nicht auf:
„denn er entführte meine Schwester mit
„Gewalt, sperrte sie in ein Hurenhauß
„ein, gab sie dem Hohngelächter der ehr-
„losesten Geschöpfe Preiß, verkaufte sie an
„eine Kupplerin, und raubte ihr ihre Un-
„schuld durch Uebermacht, und teuflische
„Hülfsmittel. — Ich hingegen errang
„meinen Sieg — zwar nicht ohne Schwie-
„rigkeiten — aber doch ohne Niederträch-
„tigkeit, und — unter freywilliger Erge-
„bung der Belagerten. Wer ist nun der
„schlechteste Mensch? — Ihr Sohn, der
„aus Wollust und Bosheit meine Schwe-
„ster umbrachte — oder ich, der ich die
„seinige aus Rache verführte? und doch
„würde ich auch diese Handlung verab-
„scheuet haben, — hätte nicht der Tod
„meiner Schwester, alles Gefühl von Edel-
„muth und Tugend in mir erstickt, so bald
„es darauf ankam, ihr Genugthuung zu

ver-

„verschaffen. Ich bitte Ihnen meine Ver„gehung nicht ab: denn sie war Gerech„tigkeit, und Fräulein Rosalie wird „zwar einen Theil ihrer Ehre, aber „doch nicht, wie meine Schwester ihr „Glück und ihr Leben verlieren. Mäßi„gen Sie also Ihre Hitze! — schonen Sie „Ihre unschuldige Tochter! — brin„gen Sie Ihren Sohn auf bessere Wege! „und geben Sie sich keine Mühe, sich an „mir zu rächen! denn ihre Mühe wird „umsonst seyn, weil ich morgen nach St. „Petersburg abreise, wohin Ihr Arm wohl „schwerlich reichen wird! Die glücklichen „Tage meines Lebens sind dahin. Ich „werde sie nie wieder finden, als jenseit des „Grabes, an der Seite jener englischen „Seele, die mein Liebstes auf der Welt „war. Trösten Sie Rosalien — so gut „Sie können! ich bin

Ihr

wahrer Verehrer

Ferdinand Lindenhayn.

Ein Schlagfluß hätte den alten Hagenfels kaum so betäubt, als dieser für ihn so entsetzliche Brief. Heftiger, als ein Wetterstrahl, durchtrümmerte ihn der Gedanke, daß der Stolz seines Hauses, seine einzige Tochter — von einem Bürgerlichen schwanger war. Namenlose Wuth empörte sein Herz, indem er an die Veranlassung zu diesem Vorfall dachte, und der Gedanke, daß sein Sohn ein niederträchtiger Ehrenschänder war, wie ein furchtbares Gespenst vor seine Seele trat. Mitten in dieser Wuth rannte er auf das Zimmer seiner Tochter, sezte ihr den bloßen Degen auf die Brust, und sagte:

„Bekenne, ungerathenes Mädchen! daß du „unser Haus verunehret hast, und von „dem Baron schwanger bist!

Sie aber faßte ruhig seinen Arm, und antwortete:

„O! nicht so rasch, Vater! was soll ichs „leugnen? und was ist dabey für Schande? ist mein Geliebter nicht von Adel?

„und

„und ist er nicht gelehrt, um noch ein „großer Mann werden zu können? wer „hindert uns, durch die Heyrath alles „wieder gut zu machen? —

„O! du schändlich Betrogene!

rief der Alte aus,

„hier! lies! und erzittere!

Er warf ihr Ferdinands Brief hin; sie las, und — fiel in Ohnmacht, als sie in ihrem Baron einen Bürgerlichen fand.

„Soll ich mit dem Verlust meiner Ehre, „meines Bruders Verbrechen büßen? — „o! das ist entsetzlich! das muß mit sei„nem Blute gerochen werden! —

Unter diesen Worten fuhr sie, nachdem die Ohnmacht sie wieder verlassen hatte, wüthend von ihrem Stuhl auf, ergriff ihres Vaters Degen, eilte schnell davon, und drang, — denn vergebens bemühte sich der Vater sie auf-

zuhalten, weil ihm das Schrecken alle Glieder gelähmt hatte — bis in ihres Bruders Zimmer: denn dieser Bösewicht war eben vor einigen Tagen erst von seinen Reisen zurück gekommen.

„Stirb, Verfluchter

rief sie ihm, indem er just vor dem Spiegel stand, und seinen ruinirten Teint durch Schminke ausbesserte, — entgegen,

„denn du hast mir Glück und Ehre ge-
„raubt!

und sie stach mit dem Degen nach ihm. Hätte er sich nicht jähling umgedrehet, so gieng ihm der Stich mitten durch den Leib! so aber streifte er ihn nur an der Seite. Doch bekam er eine ziemlich gefährliche Wunde.

Allgemeines Schrecken ergriff das ganze Haus. — Rosalie raßte vor Wuth; — der junge Hagenfels schwamm im Blute, und bekannte dem Vater alle seine Verbrechen.

Durch

Durch Hülfe eines schnell herbey geholten Wundarztes wurde er aber doch von aller Lebensgefahr gerettet. Der alte Hagenfels jammerte über das Unglück seiner Kinder, und über den Fall seines Hauses. Seine schönen Plans von Größe schwanden dahin, und seine mühsam aufgeführten Gebäude von Hoheit waren wie vom Donner, darnieder geschmettert. Das Verbrechen seines Sohnes nagte an seinem Gewissen: denn er befürchtete, ihn verzogen, und selbst ihn zum Bösewicht gemacht zu haben. Dieß machte ihn einige Tage über, wie wahnsinnig. Er schloß sich in sein Zimmer ein, ließ sich vor keinem Menschen sehen, und schämte sich vor der ganzen Welt. Nicht besser gieng es auch dem jungen Hagenfels. Kein empfindlicherer Streich hätte ihm begegnen können, als die Art der Rache, welche Ferdinand an ihm genommen hatte. Aus Stolz hätte er lieber sein Leben hingegeben, als daß er die Größe seines Hauses, durch den Fall seiner Schwester, so schändlich gebrandmarkt sehen mußte. Er schwor Ferdinanden den Tod, und nahm sich vor, ihn auch bis an das Ende der Welt

zu verfolgen. So bald also seine Wunde wieder geheilt war, trat er die Reise nach St. Petersburg an, um seinen Feind dort aufzusuchen. Allein das Schicksal machte ihm einen großen Strich durch seine Rechnung. Er ging in Lübeck zu Schiffe. Ein heftiger Sturm verschlug das Schiff an die Küsten von Norwegen. Es scheiterte; Hagenfels retirirte sich zwar mit einigen Matrosen in ein Boot; aber das kleine Fahrzeug schlug um, und er fand in den Wellen des Meeres sein Grab.

Im Hagenfelsischen Hause war indes wieder alles ruhig worden. Der Alte, der ein Wittwer war, heyrathete wieder, um sich einen andern und bessern Sohn zu zeugen; und Rosalie verband sich noch mit einem von Adel, der in ihrem Reichthum den Ersatz für den Verlust ihrer Unschuld fand. Sie lebte in der Folge ganz glücklich mit diesem Manne: denn der junge Ferdinand starb bald nach seiner Geburt.

Lindenhayn lebte einige Jahre in St. Petersburg, bey einem vornehmen von Adel, mit welchem er studiert hatte, ziemlich vergnügt; kehrte aber alsdenn wieder in sein Vaterland zurück, um seine rechtschaffenen Eltern, für den Verlust ihrer geliebten Tochter einigermaßen schadlos zu halten. Er bekleidete in der Folge ein ansehnliche Civilbedienung in Sachsen, konnte sich aber zu keiner Heyrath entschliessen, weil er glaubte, daß er um des Verbrechens willen, wodurch er die Schande seiner Schwester gerochen habe, der Liebe eines zärtlichen Weibes nicht mehr werth sey.

Edler und großmüthiger würde Ferdinand freylich gehandelt haben, wenn er den Lehren der Religion, die uns alle Rache an unsern Beleidigern verbietet, treu geblieben wäre, und die Strafe des niederträchtigen Hagenfels, allein der alles richtenden Gottheit überlassen hätte. Auch dürfte wohl die Art seiner Rache vielen, höchst ungerecht und grausam vorkommen, weil manche unschuldige mit darunter leiden, und besonders Ro-

salie, die doch nichts bey dem Verbrechen ihres Bruders verschuldet hatte, zum Opfer dieser Rache gemacht wurde. Auch wollen wir Ferdinands Handlung keineswegs entschuldigen; und noch weniger zur Nachahmung anpreisen. Aber dennoch bleibt die Größe seiner Bruderliebe merkwürdig, und lobenswerth; und wer ist der Mensch, der an Ferdinands Stelle, in seiner Lage, — und wär' er auch die Moral, und die Tugend selbst — nicht eine eben so exemplarische Rache ausgeübt hätte. —

Die

Die Schauspielerin.

oder

Liebe um Liebe.

Drey und zwanzigste Szene.

Die Schauspielerin

oder

Liebe um Liebe.

Drey und zwanzigste Szene.

Der Sohn eines angesehenen und reichen Beamten in Schwaben, hielt sich nach vollendeten Universitätsjahren, bey seinem Vater auf, um sich in Geschäftswissenschaften zu üben: denn er hatte die Rechte studiert, und sein Vater gieng damit um, sich ihn einst in seinem Amte beysetzen zu lassen. Herr Freeland, so hieß der junge Mensch, bezeigte aber zu nichts weniger Lust, als zu juristischen Geschäften, und zu dem trocknen Dienst der feilen Themis. Zwar hatte er, seinem Vater zu Liebe, die Theorie der Rechte studieret, und ob er gleich wenig Fleiß drauf gewendet hatte, so wußte er doch mehr darinnen, als mancher andre, der Tag und Nacht über dem Gundling, und über dem Leyser saß. Denn er war ein Genie, das sich in alles finden konnte, und alles mit einem Seelenblick umfaßte. Sein eigentliches Lieblingsstudi-

um

um aber waren die schönen Wissenschaften, und seine angenehmste Beschäftigung, der reizende Umgang der Musen. Auf der Universität trieb er mehrentheils dergleichen Studien, und zu Hause bekam er manchen derben Leviten, von seinem Vater, der die Belleletristerey nicht leiden konnte, wenn er ihn in der Amtsstube oft beym Leßing oder beym Wieland überraschte, anstatt daß er in Acten, und Amtsrechnungen studieren, oder juristische Ausarbeitungen fertigen sollte. Dennoch gehörte der junge Freeland auch nicht zu jenen Aftergenies, deren Namen Legion heißt, und die jezt fast ganz Deutschland überschwemmen. Er besaß wirklich gründliche Wissenschaften, hatte die alten Dichter studiert, und war in den besten Schriften der neuern sehr wohl bewandert. Vor allen aber liebte er die dramatische Dichtkunst, und einige Versuche, die er darinnen gemacht hatte, waren ihm so gut gelungen, daß man sie auf den besten Bühnen Deutschlands aufführte. Sonst war unser Freeland vom Karakter ein guter, rechtschaffener, feiner junger Mann, ohne Stolz auf seine Wissenschaften, und ohne andre große Prätensionen. Nur besaß er eine etwas

LB Coburg

was schwärmerische Imagination, und eine starke Dosin von Empfindsamkeit. Er liebte das andere Geschlecht, doch ohne Ausschweifungen darinn zu begehen, obgleich seine warme Gefühle ihn dazu in der Folge verleiteten, wie wir in dieser Geschichte sehen werden. Seine Person war eben nicht schön: denn er hatte eine sehr brünette Farbe, und viel Pockengruben. Doch fehlte es ihm nicht an feiner Lebensart und an jenem gefälligen Wesen, das oft mehr für sich einnimmt, als körperliche Schönheit, und dies machte ihn dem schönen Geschlecht ziemlich beliebt. Er würde manche Eroberung im Reiche der Liebe gemacht haben, wenn ihm die Ideale, die ihm seine Dichterphantasie schuf, nicht manches sonst reizende Frauenzimmer verleidet hätten. Alltagsmenschen konnten ihm überhaupt nicht behagen, noch weniger durfte sich ein Frauenzimmer, ohne Geist, und Ausbildung — und wär sie auch sonst eine Venus gewesen — schmeicheln, Eingang zu seinem Herzen zu finden.

Nun trug sichs zu, daß in einer ansehnlichen Stadt der Nachbarschaft von Freelands Aufenthalt, eine berühmte deut-

sche Schauspielergesellschaft, auf einige Zeit ihre Bühne eröffnete. Natürlich versäumte Freeland auch die erste Vorstellung nicht, weil er viel von dieser Gesellschaft gehört, und in Theaterschriften gelesen hatte, itzt aber vor Verlangen brannte, sie selbst zu sehen. Er kam also in die besagte Stadt; sein erstes war, nach der Schauspiel Affige zu sehen; und — wie angenehm wurde er nicht überraschet, als er den Namen seines neuesten Schauspiels, das er noch niemals hatte aufführen sehen, darauf erblickte! — Kaum konnte er die fünfte Stunde erwarten; und mit dem Schlag der Uhr saß er auch schon in der Loge. Einige Schauspieler, die der Ruf berühmt gemacht hatte, spielten mit darinn, und dieß gewährte ihm ein unaussprechliches Vergnügen.

Das Stück hatte etwas ähnliches mit der bekannten Eugenie des Herrn von Beaumarchais; wenigstens kam ein Frauenzimmer darinnen vor, das von einem niederträchtigen Liebhaber ihrer Unschuld beraubt, und hernach von ihm verlassen worden war. An interessanten rührenden Auftritten fehlte es also nicht darinn; die Hauptrolle aber war

Euphe-

Euphemie, die Verführte, und die Schauspielerin, welche sie spielte, konnte sich hier in ihrer ganzen Größe zeigen.

Itzt nun — trat diese Euphemie auf, und begann ihr großes Spiel. Mademoisell Brückner hieß dieses Frauenzimmer. Sie hatte die reizende Figur einer Spenglern, die sanfte harmoniereiche Sprache einer Wåsern, und die hohe glühende Empfindung einer Sacco. Diese drey bekannten großen Schauspielerinnen hatte Freeland oft in ihren Triumphrollen bewundert, und er glaubte sie hier alle dreye in einer Person dargestellt zu sehen. Welch Entzücken ergriff ihn, als seine Euphemie — ganz das Ideal seines Genies — hier lebend vor seinen Augen stand, und er auch die kleinsten Nůancen des Karakters so treu vor sich ausgemahlt sah, als sie einst, bey der Ausarbeitung vor seinen Dichteraugen schwebten! — man muß selbst Schriftsteller, dramatischer Schriftsteller seyn, und selbst muß man die liebsten Früchte seines Genies auf der Bühne haben aufstellen sehen, um Freelanden hier nach zu empfinden, und das Wonnegefühl zu umfassen, das seine Seele berauschte. Das, was Schiller und

Ifland

Jfland fühlen würden, wenn ersterer seinen Fiesko, von Fleck, und lezterer seinen Ruhberg, von Opitz, dargestellt sähe, — oder, was Leßing empfand, als er seine Emilie Galloti, das Meisterstück seiner dramatischen Muse, in Charlotten Ackermann, zur Wirklichkeit gezaubert sah, — so etwas ähnliches riß auch itzt den, von dem meisterhaften Spiel der Mamsell Brückner, ganz eingenommenen Freeland, zur tiefsten Rührung hin. Er fühlte sich ungemein glücklich, ein Dichter zu seyn, und er wünschte nichts mehr, als das Frauenzimmer genauer kennen zu lernen, das ihm gleichsam alle seine Empfindungen, aus seiner Seele gestohlen hatte.

Höchst vergnügt gieng er nach der Vorstellung in sein Logis, und machte nun allerhand Plans, wie er die Bekanntschaft der Mamsell Brückner erlangen könnte. Aber keiner wollte ihm gelingen, und keiner kam ihm, ausführbar, und schicklich genug vor. So rückte die fünfte Stunde des andern Tages unvermerkt wieder herbey, und Freeland eilte abermal ins Schauspiel. Dießmal wurde die Operette: der Erndtekranz gegeben. Hier glaubte er nun Mamsell Brückner, als Ama-

lien

lien zu sehen. Aber er betrog sich: denn eine andere Schauspielerinn trat in der Amalie auf; seine Lieblingin aber agirte in diesem Stücke gar nicht mit. Freeland wurde ganz traurig darüber, und, da man ihn in eine Loge gebracht hatte, worinn er, zu seiner Verwunderung — denn alle übrige Logen waren ganz besezt — sich ganz allein befand, so sezte er sich in einen Winkel, wo er die Bühne gar nicht sehen, und nur die Musik hören konnte.

Im zweyten Aufzuge, als Freeland, nur mit halben Ohren hörend, hingegen mit seiner ganzen Seele, bey Mamsell Brückner war, eröffnete man die Thür der Loge, und es trat herein — niemand anders, als dieses Frauenzimmer selbst. — Unser Dichter fuhr erschrocken zusammen — stand auf — beugte sich ehrfurchtsvoll gegen die schöne Künstlerin — bekam einen holden freundlichen Blick von ihr, und trat ganz schüchtern, nur von weiten, an ihre Seite, die mannigfaltigen Reize betrachtend, welche ihm, wie Stralen der Mittagssonne, die Augen blendeten. —

In der That war Louise, denn wir wollen nun unsre Heldin bey ihrem Taufnamen nennen — eine bewundernswürdige Schönheit. Ihr Anzug war geschmackvoll, ohne kostbar, und in die Augen fallend, ohne komödiantenmäßig zu seyn. Süßschmachtendere blaue Augen, und regelmäßigere Gesichtszüge, als Louise hatte, waren Freelanden noch nie vorgekommen. Weisser, als Schnee schien ihm die weiche Haut ihres Halses, und ihrer Hände; ein dünner Flor bedeckte nur leicht die Lilienhöhen ihres Busens, um welche die Liebesgötter gauckelten, und die lieblichen Zephyre buhlten. — So viel von Louisens Schönheit! — Nun nur noch einige Worte von ihrem Karakter, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre.

Für's erste: sie gehörte unter die Schauspielerinnen — deren es eben freylich nicht viele giebt, welche den Ruf guter Sitten, und einer unbescholtenen Tugend vor sich haben. Doch nicht der Ruf allein sprach für Louisen; sondern That und Wahrheit bekräftigten ihn. Sonst besaß sie einen scharfen Verstand, und ausgezeichnete Talente zur Schauspielkunst. Sie hatte viel Lectüre, und da sie von Kindheit auf ein Ball

des

des Schicksals gewesen war, so hatte sie sich ungemein viel Welt und Menschenkenntniß erworben. Ein sanftes zärtliches Herz erhöhte die Reize ihrer Person, und machte sie bey jedermann beliebt, ungeachtet ihr diese Reize den Neid der meisten ihrer Mitschauspielerinnen zuzogen. Sie stand erst in ihrem zwanzigsten Jahre, aber ihr großes Genie führte sie mit Riesenschritten auf die höchste Stufe der Kunst, die nur in getreuer Nachahmung der Natur ihre Größe hat. Als ein besonderer, und bey Personen ihres Standes seltener Zug ihres Karakters, verdient noch bemerkt zu werden, daß, ob sie gleich überaus arm war, sie doch so wenig nach Reichthum und Vermögen trachtete, daß schon manche Liebhaber, die sie durch den Glanz wichtiger Geschenke zu erobern suchten, an den Klippen ihrer Uneigennützigkeit gescheitert waren.

Doch wir kehren nun wieder zur Geschichte zurück. Als Freeland von der ihm wiederfahrnen Ueberraschung sich erholt hatte, faßte er Louisen, die sich gerade vor ihn niedersezte, scharf ins Auge, und ein Blick von ihr entdeckte ihm die ganzen Züge ihrer

schönen Seele. Er fieng an, etwas für sie zu empfinden, das ihn schüchtern gegen sie machte, und ihn in Verlegenheit setzte. Louisen entgiengen seine Unruhen nicht: denn sie las in seinen Blicken, und in seinem Betragen die Gefühle, die anfiengen, sich seiner zu bemächtigen. Man muß wissen, daß sie ihn, als den Verfasser der Euphemie schon kannte: Denn seine Anwesenheit wurde so gleich bey der Gesellschaft erfahren. Louise wollte ihn gern kennen lernen, und sie hatte es selbst so veranstaltet, daß man ihn in dieselbe Loge führen muste, die den Schauspielern eingeräumt war. Uebrigens hielt sie ihn, nach seinem itzigen Betragen zu urtheilen für einen ziemlichen Neuling im Umgange mit dem schönen Geschlecht, und gewissermaaßen irrte sie sich auch nicht in diesen Gedanken, ob er gleich ein Dichter war, und das Frauenzimmer getreu genug zu schildern wuste.

Indem sie sich aber stellte, als ob er eine ihr ganz unbekannte Person wäre, so beschloß sie, ihn anzureden, und seiner anscheinenden Schüchternheit zu Hülfe zu kommen. Wir wollen das meiste von diesem Gespräch hier aufsetzen, um die Gemüthslage dieser beyden

den Personen, die im Grunde damals schon Liebende waren, desto besser übersehen zu können.

L. Man scheint hier viel Geschmack an „Operetten zu finden; es ist heute sehr „voll.

F. So kommt mir's auch vor.

L. Man divertirt sich auch würklich da„bey.

F. Sie haben Recht.

L. Waren sonst auch Schauspielergesell„schaften hier?

F. Wie ich gehört habe. Aber nur ganz „unbedeutende.

L. Haben Sie damals das Schauspiel nicht „besuchet?

F. Nein! ich hielt es nicht der Mühe werth, „darnach zu reisen.

L. Sie sind also nicht von hier?

F. Ich bin vom Lande.

L. O! da sind Sie ein glücklicher Mann.

F. Lieben Sie das Landleben?

L. Von ganzer Seele. Ich wünschte mir „auf dem Lande leben zu können?

F. Große Städte haben doch viele Vorzüge.

„Schauspiel, zu F. das kann man doch
„auf dem Lande nicht haben.

L. O! wenn's weiter nichts ist. Vielleicht
„lebt man glücklicher, ohne Schauspiel.

F. Vielleicht! — aber was entbehrt man
„nicht, wenn man zu B. keine Mamsel
„Brückner, im ganzen Umfange ihrer
„Kunst sehen kann?

L. Sie belieben zu scherzen, mein Herr! —
„ich danke Ihnen für diese Flatterie; denn
„ich sehe, daß Sie mich kennen.

F. Ich sage die Wahrheit: denn Sie zu be-
„wundern, ist schon unaussprechliches
„Vergnügen.

L. Machen Sie mich nicht stolz! ich thue
„nur meine Pflicht. Aber woher kennen
„Sie mich?

F. Ich habe nur eine Rolle von Ihnen ge-
„sehen; aber schon diese einzige hat mich
„bezaubert.

L. Gewiß die gestrige?

F. Ja! ich war gestern schon hier.

L. Ich bitte um Verzeihung. Gestern hat
„Sie der Dichter bezaubert; denn ihm hab'
„ich in dieser Rolle alles zu danken.

F. Oder der Dichter Ihnen; wenigstens
„konnte seine Euphemie unmöglich treuer
„dargestellt werden.

L. Ich wünschte, daß Sie Recht hätten:
„denn diese Euphemie ist eine meiner Lieb-
„lings-Rollen.

F. Wer weiß, ob es nicht auch das Lieblings-
„Stück seines Dichters ist?

L. Es ist von einem gewissen Herrn Free-
„land?

F. Ja!

L. Es ist wahr, dieser Dichter hat noch
„mehr geschrieben. Er schreibt vortref-
„lich.

F. Ihr Lob würde ihn stolz machen. Ich
„darfs ihm nicht einmal sagen.

L. Kennen Sie den Herrn Freeland?

F. Ja! Mademoisell!

L. Wünschen Sie sich Glück dazu! denn
„nach seinen Schriften zu urtheilen, muß
„er ein Mann von liebenswürdigen Eigen-
„schaften seyn. Ich gestehe es gern, von
„manchem unsrer Dichter wünschte ich, daß
„er mein Freund wäre, und Herr Free-
„land gehört mit unter diese. —

Freeland wuste nicht mehr, was er antwor-

ten sollte. Er hielt es für unbescheiden, sich der Aktrize zu erkennen zu geben, nachdem sie ihn so sehr gelobt hatte. Denn davon, daß sie ihn schon kannte, ließ er sich gar nichts träumen. Gleichwohl brannte er für Verlangen nach ihrer Freundschaft, unter welchen Namen er die Empfindungen der Liebe verbarg, die schon beym ersten Anblick Louisens, sich seines Herzens bemächtigten. Er war also deswegen in ziemlicher Verlegenheit, als das Frauenzimmer, zum Glück noch diese Frage an ihn that:

„Aber sagen Sie mir doch! wer ist denn ei„gentlich dieser Herr Freeland! und wo „hält er sich auf?

Freeland war geschwind bey der Hand zu antworten:

„Noch ist er blos Gelehrter, ohne irgend „eine Stelle zu bekleiden, und — wohnt „bey seinem Vater, der nicht weit von „hier Ammann ist.

L. Wie? nicht weit von hier? — o! so „muß ich ihn kennen lernen; ich ruhe nicht „eher. Sagen Sie ihm doch, daß wir sein „Lieblingsstück gegeben haben! er soll her„kommen, und uns sein Urtheil darüber

„sagen!

„sagen! — wenn die Bitte eines Frauen„zimmers etwas über Sie vermag, mein „Herr, so suchen Sie ihn dazu zu bereden! „ich werde Ihnen sehr dafür verbunden „seyn.

F. Sie haben mir zu befehlen, liebenswür„dige Mademoisell; er wird sich's zum „Glück anrechnen, eine Schauspielerin von „Ihren Talenten, und Ihren Reizen ken„nen zu lernen.

Louise beantwortete diese Schmeicheley noch mit einigen Komplimenten; das Gespräch nahm wieder eine gleichgültigere Wendung; Freeland hatte nicht den Muth, sich Louisen zu erkennen zu geben, und diese verbarg es mit Fleiß, daß sie ihn kannte, um zu sehen, wie weit er seine Demuth treiben würde. Im Grunde aber gefiel ihr doch dieses sein Betragen. Ueberhaupt glaubte sie, einen liebenswürdigen Mann an dem Dichter zu finden, obgleich seine Figur nicht sonderlich für ihn einnahm, und ob sie gleich damals noch nichts weniger, als Zärtlichkeit für ihn zu empfinden glaubte.

Inzwischen gieng das Schauspiel zu Ende. Ein Acteur — von ziemlichen Alter, kam

in die Loge, Louisen nach Hause zu begleiten. Beym Abschiede empfahl sie unserm Dichter nochmals, ihr zur Bekanntschaft des Herrn Freelands zu verhelfen. Er versprachs, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und wanderte voll Entzücken, über sein Glück — ebenfalls nach Hause.

Die ganze Nacht hindurch schwebte Louisens Bild vor seiner Seele, und jemehr er dieß reizende Bild mit seiner ganzen schwärmerischen Einbildungskraft umfaßte, je inniger liebte er das Original, das er nicht sahe. Früh morgens setzte er sich hin, und schrieb Louisen folgenden Brief, den er ihr auch sogleich durch seinen Bedienten zusandte.

„Mademoisell!

„Es war der Verfasser der Euphemie „selbst, welcher gestern Abend das Glück „hatte, Sie von Person kennen zu lernen. „Hochachtung gegen Ihre Verdienste ver„band sich mit einer gewissen mir eigenen „Furchtsamkeit, um Ihnen zu verschwei„gen, daß ich selbst Freeland war. Aber

„nun

„nun — würde ich in der That die Ehre
„nicht zu schätzen wissen, die Sie mir durch
„das Verlangen nach meiner Bekanntschaft
„erwiesen, wenn ich mich länger vor Ih-
„nen verborgen hielte. Darf ich mir mit
„der Glückseligkeit schmeicheln, von Ihnen
„einiger Achtung gewürdiget zu werden,
„so erlauben Sie mir, Ihnen, zu einer
„Stunde, wenn es Ihnen gefällig ist, münd-
„lich wiederholen zu dürfen, mit welcher
„Ehrerbietung ich bin

Ihr

gehorsamster
Ludwig Freeland.

Louise lächelte über den Irrthum des Dich-
ters, und sie beschloß, ihm mit Aufrichtigkeit
entgegen zu kommen, ob sie gleich scharfsich-
tig genug war, in seinem ganzen Benehmen
gegen sie, die Symptomen einer Liebe zu erken-
nen, die sie zu erwiedern damals doch nichts
weniger, als Lust hatte. Sie antwortete
ihm also mit diesem Billet:

„Mein Herr!
„Nicht Sie haben mich, sondern ich habe
„Sie getäuscht! ich wußte es gleich vom
„An-

„Anfang, daß Sie Herr Freeland waren, „und — um den Mann, den ich nach sei- “nen Schriften verehrte, — genauer ken- „nen zu lernen, geschah' es auf meine Ver- „anstaltung, daß Sie in meine Loge ge- „führt wurden. Wenn Sie mich so glück- „lich machen, mich zu besuchen, so will „ich Sie deswegen mündlich um Verze- „hung bitten. Ich erwarte Sie zu jeder „Ihnen gefälligen Stunde, immer voll „Hochachtung, als

Ihre

ergebenste
Louise Brückner.

Kaum konnte Freeland die zweyte Stunde des Nachmittags erwarten, in welcher er sei- nen Besuch bey Louisen abzustatten, am schicklichsten hielt. Er gieng hin, und schwamm zwey Stunden lang in einem Meer von Wonne, die er darüber empfand, daß er eine so reizende Bekanntschaft gemacht hat- te. Louise nahm zwar ein etwas zurückhal- tendes Betragen gegen ihn an. Allein Free- land hielt solches für eine Folge ihrer Sitt- samkeit, und war gern damit zufrieden, daß

sie

sie ihm ihre Freundschaft versicherte, und seine, Liebe sprühende Blicke, mit öfteren, dem Anscheine nach, belohnenden Lächeln beantwortete.

Den Tag drauf muste er zwar wieder nach Hause reisen. Aber die Liebe trieb ihn bald wieder in die Stadt, wo er denn auch keinen Tag vorbey gehen ließ, ohne Louisen zu besuchen, und ihr die deutlichsten Beweise seiner Hochachtung, und Liebe zu geben.

Die kluge Schauspielerin hingegen that gar nicht, als ob sie seine Leidenschaft nur im mindesten ahndete. Freeland sahe dieses sehr ungern, und weil seine stummen Liebeserklärungen dennoch deutlich genug waren, um überzeugt zu seyn, daß sie Louise verstehen muste, so wollte ihm ihre Zurückhaltung ganz und gar nicht behagen. Jedoch, auf halbem Wege stehen zu bleiben, war seine Sache auch nicht. Er sagte also Louisen, bey einer schicklichen Gelegenheit, die Empfindungen seines Herzens gerade heraus, und machte ihr den Antrag, sie zu heyrathen, so bald er eine anständige Versorgung haben würde.

Louise aber, die bey kaltem Blute war, und welcher keine heftige Leidenschaft die Augen verschleyerte, um das Abentheuerliche des Freelandischen Antrags, in seiner wahren Gestalt zu erblicken, antwortete ihm ungefehr in folgenden Worten:

„Ich würde Ihre Verdienste nicht zu schä„tzen wissen, wenn ich es leugnen wollte, „daß mich ihr Anerbieten, mir Ihre Hand „zu geben, ganz ausnehmend rührt. Oft „habe ich Ihnen gesagt, daß ich Ihre Freun„din bin und als Freundin muß mir Ihr „Glück nothwendig am Herzen liegen. „Dieß aber würden Sie durch eine Ver„bindung mit mir recht muthwillig ver„scherzen. Was würde die Welt dazu „sagen, wenn Sie als ein Mann, der auf „eine Parthie vom Range Anspruch zu ma„chen hat, eine elende Schauspielerin, und „noch dazu von einer herumziehenden Truppe „heiratheten? Würden Sie nicht dadurch auf „einmal die Liebe Ihres Vaters, die Gunst „Ihres Fürsten verlieren? — nein! las„sen Sie diesen Gedanken fahren! ich seh„ne mich zwar selber aus einem Stande, „der so unendliche Beschwerden hat: aber

„es

„es muß nicht auf Kosten eines so theuren „Mannes geschehen, der dadurch noth„wendig zu Grunde gehen muß. Und „wenn Sie vollends erst meine Geschichte „wüsten — wer ich eigentlich bin — und „wie sehr Sie sich durch eine Verbindung „mit mir herabsetzen würden. —

Freelanden standen Thränen in Augen. Er faßte ihre Hand, führte sie an seinen Mund, und sagte innigst gerührt:

„Vortrefliches Mädchen! Ihre Antwort „macht Ihnen Ehre, ob sie mich gleich „zur Verzweiflung bringt: denn Liebe ist „stärker, als Verhältnisse, ja — stärker, „als der Tod. Ich fühle es, daß ich oh„ne Sie nicht leben kann, ob ich gleich „einräumen muß, daß mich eine Verbin„dung mit Ihnen um mein so genanntes „Glück bringen würde. Ach! — sagen „Sie mir nur, daß Sie mich lieben! ich „will suchen, mein hartes Schicksal, das „mich von Ihnen trennen wird, zu ertra„gen. Erzählen Sie mir Ihre Geschichte! „vielleicht finde ich etwas darinnen, das „mir doch noch Hofnung zu Ihrem Besitz „macht! —

„Und wenn ich Ihnen denn auch ge„stünde,

versetzte Louise,

„daß Sie mir nicht gleichgültig wären, — „was würden Sie damit gewinnen? — „würde ich Sie dadurch nicht noch mehr „beunruhigen? — doch ich will Ihnen „meine Geschichte erzählen. Sie werden „einen großen Theil Ihrer Hochachtung ge„gen mich verlieren, aber — es wird „vielleicht zu Ihrer Ruhe gereichen.

F. Haben Sie die Güte! — ich werde Ih„re Aufrichtigkeit nicht mißbrauchen.

L. Meine Mutter war eine Schauspielerin, „und mein Vater, ein junger Edelmann, „der ihr die Ehe versprach, und sie ver„ließ, nachdem er ihr den Ruhm der Tu„gend geraubt hatte. Ueberdieß hatte er „meine Mutter schändlicher Weise um ihr „ganzes zum Theil mühsam erworbenes „Vermögen gebracht. Da er sich nun we„der um meine Mutter, noch um mich be„kümmerte, so that sie mich, so bald ich „zur Welt kam, zu einer Freundin nach „Berlin, die mich bis ins sechzehende „Jahr sehr gut erzog. Meine Mutter

„aber

„aber, die bey dem Schauspielstande blieb,
„gieng mit einer herumziehenden Truppe
„nach Rußland, wo der Anführer dieser
„Gesellschaft Banquerout machte, und sei-
„ne Leute entließ. Viele davon kamen
„wieder nach Deutschland zurück. Aber
„meine gute Mutter blieb weg, und ich
„habe sie in meinem ganzen Leben nicht ge-
„sehen. Vermuthlich hat Mangel und
„Gram in Rußland ihrem Leben ein Ende
„gemacht. Eben so wenig kenne ich meinen
„Vater. Ich weiß nicht einmal, ob er
„noch unter den Lebendigen ist, oder nicht?
„In meinem sechzehnten Jahre starb auch
„die Freundin, die mich erzogen hatte.
„Sie vermachte mir einige hundert Thaler
„von ihrem Vermögen. Aber ihr Sohn,
„ein Kaufmann, der einen stinkenden Geiz
„besaß, brachte mich nicht nur durch al-
„lerhand Schikanen um diese wenigen Tha-
„ler, sondern spielte mich auch einem alten
„Stabsoffizier in die Hände, der ihm eine
„Summe Geldes für mich bezahlte, und
„mich als Maitresse mit nach Königsberg
„nahm. List und Gewalt überlieferten
„mich seinen fruchtlosen Umarmungen.

„Meine Unschuld gieng zwar verlohren,
„aber in meinem Herzen blieb ich der Tu-
„gend getreu, weil sie mir der Zwang zum
„Laster, nicht zu rauben vermochte. Nach
„zwey Jahren starb der Offizier, und ver-
„machte mir zwey tausend Thaler von sei-
„nem Vermögen. Ein junger Kaufmann,
„der einige Schulden hatte, hielt um mei-
„ne Hand an. Ich versprach mich mit
„ihm; aber ehe die Hochzeit noch vor sich
„gieng, wuste er mein Vermögen in die
„Hände zu bekommen, und gieng damit in
„alle Welt. Seine Gläubiger bemächtig-
„ten sich seiner Handlung, und ich beschloß
„nun als Kammerjungfer in Dienste zu ge-
„hen. Als ich in dieser Absicht einer
„fremden Dame aus Curland in einem
„großen Gasthofe aufwartete, die mich
„aber nicht annahm, so bald sie erfuhr,
„daß ich Maitresse bey einem Offizier ge-
„wesen war, bekam mich ein aus Liefland
„kommender, und nach Sachsen reisender
„Schauspieler zu sehen. Meine Figur moch-
„te ihm gefallen; er redete mich an, und
„da ich ihm auf mein Befragen meine Ge-
„schichte erzehlte, überredete er mich, mit
„ihm

„ihm zum Theater zu gehen. Aus Ver„zweiflung nahm ich seinen Antrag an. „Er war ein sehr edler, tugendhafter Mann. „Wir engagierten uns bey einer kleinen „Truppe in Sachsen. Dort starb seine „Frau an der Verzehrung. Wir zogen „hierauf ins Reich, und hier wollte „er nun mich heirathen. Ich versprach „mich auch mit ihm. Aber er hatte schon „damals einen Ansatz zur Schwindsucht, „die ihn auch ins Grab lieferte, ehe uns„re Verbindung vollzogen werden konnte. „Seitdem bin ich nun bey dieser Truppe „geblieben, und meine wenigen Talente „haben mich dem Prinzipal fast unentbehr„lich gemacht. — Nun wissen Sie alles, „liebster Freund! — wollen Sie mich nun „noch heirathen?

Freeland sank ihr mit Thränen an Busen, und sagte:

„ich werde nur mit meinem Leben aufhören, „Sie zu lieben.

Alsdenn riß er sich aus ihren Armen loß, und reißte nach Hause, aber nicht in der Absicht, Louisen zu vergessen, sondern ein Mittel ausfindig zu machen, welches ihm, ihrer

niedrigen Herkunft, und ihres fast schimpflichen Standes ungeachtet, ihre Hand doch noch bewürken könne.

„Laß sie auch Maitresse eines alten Gecken
„gewesen seyn,

dachte er bey sich selbst,

„wer weiß das, als ich und sie? und zei-
„get nicht ihre nachherige, und itzige gute
„Aufführung, daß sie dennoch edel und
„tugendhaft ist? Was kann sie für ihre
„Unglücksfälle? — würklich! sie muß er-
„habne Grundsätze haben, sonst wäre sie
„auf der Bahn des Lasters fortgewandelt,
„die sie einmal betreten hatte.

Aufrichtig zu reden, so betrog sich Freeland in seiner Meinung gar nicht, nur daß andre Umstände ihn hinderten, seiner Liebe Genüge zu leisten. —

Diese Leidenschaft ließ ihm auch keine Ruhe. Er machte sich tausend Plans, sie zu befriedigen, aber alle muste er sie wieder verwerfen, weil keiner zur Ausführung gebracht werden konnte. Eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich endlich seiner; er sah' und hörte nichts mehr, als seine reizende Louise, und in diesem Aufruhr seiner Seele, der ihn

zu allen Geschäften untüchtig machte, setzte er sich eines Tages, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen, zu Pferde, und ritt nach Stuttgard, wo die Gesellschaft, bey welcher Louise war, damals ihre Bühne aufgeschlagen hatte.

Er gieng ohne Anstand zum Principal, fand diesen, bey einer Bouteille Wein, guten Humors, und fragte ihn:

„ob er keinen Theaterdichter brauche?

P. Ja! wenn ich auch einen bezahlen könn„te, brauchen könnt' ich ihn wohl.

F. Ich verlange nicht viel. Nehmen Sie „mich nur an!

P. Sie? — Sie, Herr Freeland, wollen „bey mir Theaterdichter werden? — un„möglich! — ich denke, Sie wollen mir „irgend ein junges Genie empfehlen, das „gern recht geniemäßig leben will.

F. Nein! ich bin es selbst.

P. Und doch, — glaube ich — haben Sie „Lust, mit mir zu spaßen.

Fr. Im Ernst. Ich werde es noch dazu als eine „große Freundschaft von Ihnen erkennen.

P. Ha! Ha! —nun merk' ich es wohl. Es steckt „was anders dahinter — Mamsell Brück„ner. — —

Fr. Ach nein! — das eben nicht —

P. Nun, nun! das geht mich nichts an.
„Ich kann Ihnen das Mädel gönnen;
„denn ich habe selbst ein braves Weib,
„das mir viel einbringt. Meinetwegen!
„wenn Sie mir nur hübsche gravitätische
„Theaterreden machen, die großen Stü-
„cke brav kastriren, die kleinen mit Schnurr-
„pfeifen ausstaffiren, und den Shacke-
„spear recht geschmeidig und leicht machen
„können, so mögen Sie mit Mamsell Loui-
„sen machen, was Sie wollen. Sie sol-
„len es werden! miethen Sie sich ein Lo-
„gis! vier Thaler wöchentlich, und freyes
„Entree bey Louisen! — sind Sie da-
„mit zufrieden?

Fr. Vollkommen!

So wurde der Handel richtig. Die beyden zechten noch ein paar Bouteillen aus. Freeland war in seinem Gott vergnügt, daß er nur immer an der Seite seiner Louise seyn konnte. Er dachte weder an seinen Vater, noch an Amtsstube, noch an Acten. War er doch Theaterdichter! Schon zog er in sein Logis ein, ehe Louise nur eine Sylbe davon erfuhr.

Nun-

Nunmehr aber gieng er zu ihr, und erschreckte sie nicht wenig durch seine unvermuthete Erscheinung: denn sie ahndete schon etwas außerordentliches darunter.

„Da haben Sie mich wieder, liebe Louise! sagte er,

„und zwar auf immer! Es kam mir wie
„eine Hölle vor, ohne Sie zu leben. Sie
„beständig zu sehen, und zu lieben war
„mir so dringendes Bedürfniß, daß ich
„mich von allem loß riß, um auf Flügeln
„der Liebe zu Ihnen zu eilen. Itzt
„müssen Sie mir wenigstens erlauben, täg-
„lich um Sie zu seyn, und mein Herz an
„Ihnen zu ergötzen! —

Louisen fielen die lezten Worte schwer aufs Herz. Angstvoll, und bestürzt rufte sie aus:

„Wie? — Sie sind doch nicht gar Schau-
„spieler geworden? — ich zittere Ihrer
„Antwort entgegen —

Das nicht, liebe ouise! Laber Theater-
„dichter.

L. Theaterdichter? — was ist das besseres?
„Mann! wozu hat Sie Ihre Leidenschaft
„verleitet? — was haben Sie gethan?

F. Was ich thun mußte, wenn ich noch ir„gend eine ruhige Stunde haben wollte.

L. Sehn Sie! ich könnte Sie hassen, um dieser unbesonnenen Handlung willen —

F. Vertilgen Sie erst ihre Reize! und dann „hassen Sie mich!

L. Wie unglücklich sind wir, wenn uns die „Natur nicht ganz zu Megären gebildet „hat! — wird man mich nicht für Ihre „Verführerin ansehen? — und glau„ben Sie, daß mir das gleichgültig ist? „— Kehren Sie zurück! legen Sie Ihre „Stelle wieder nieder!

F. Verzeihen Sie, meine Louise! das wird „nie geschehen. Sie müssen mich denn „durch Ihre Hand so glücklich machen wol„len, daß ich auf einen andern Plan, Sie „immer um mich zu haben, denken könnte.

L. Nein! das noch weniger! — machen „Sie, was Sie wollen! ich wasche meine „Hände in Unschuld.

Und so ergab sich — wie begreiflich — Louise endlich darein, ihren Liebhaber, als Theaterdichter bey der Gesellschaft zu sehen Denn im Grunde, — sie hätte kein Frauenzimmer seyn dürfen, wenn ihr die Aufwartungen ei-

nes

nes Mannes, den jedermann wegen seiner Talente hochschätzte, nicht hätte schmeicheln sollen. Freeland hingegen genoß nun einige Wochen lang seines eingebildeten Glücks vollkommen. Er hatte Gelegenheit, Louisen täglich zu sehen, und zu bewundern, und er schwamm in Entzücken, wenn er oft in süßer Einsamkeit an ihrer Seite sitzen, und die Zärtlichkeit ihrer Worte und Blicke, mit ganzer Seele auffassen konnte. Jedoch diese seine wonnevollen Stunden wurden bald, wie heitere Sonnenblicke von plötzlich daher brausenden Sturmwolken, verdrängt.

Natürlich wurde Freeland von seinem Vater bald vermißt. Da er in einigen Tagen nicht wieder nach Hause kam; schickte man Kundschafter nach ihm aus. Aber nirgends, bey keinem Freunde, bey keinem Bekannten war er zu finden. Und doch stellte sich der alte Amtmann, ob er gleich den Hang seines Sohnes zum Theater wohl kannte, nichts weniger vor, als daß er den Schauspielern nach Stuttgard nachgereiset seyn könne.

Die Haushälterin des Amtmanns aber — denn er war seit langen Jahren Wittwer

— fiel am ersten drauf: denn sie erinnerte sich, daß sie den jungen Freeland oft mit vieler Wärme von einer gewissen jungen Schauspielerin hatte sprechen hören; und da sie Menschenkenntniß genug besaß, um es Herrn Freeland abzumerken, daß er in diese Actrize sterblich verliebt war, so vermuthete sie daher irgend eine Thorheit auf Seiten des jungen Mannes, und sie unterließ nicht, den Alten darauf aufmerksam zu machen.

Madam Ruh, so nannte sich diese Frau, galt bey dem Amtmann ganz ungemein viel. Da er sie als eine ehrliche, treue, fleißige, und verständige Frau kannte, und geprüft hatte, so zog er sie bey allen seinen Angelegenheiten zu Rathe. Kurz, sie war so gut, als Frau im Hause, bis auf die geheimeren Rechte des Ehestandes, worauf sie theils wegen ihres Alters, theils wirklich aus guten Grundsätzen, selbst keinen Anspruch gemacht hätte, wenn auch der Amtmann, der noch in rüstigen munteren Jahren lebte, und sonst das Frauenzimmer gar nicht haßte, hiezu einigen Appetit hätte verspüren lassen. Sie befand sich seit funfzehn Jahren, — so lange lebte er als Wittwer, — in seinem Hause. Niemand

mand wußte jedoch gewiß, wo sie her war, und in welchem Stande sie sonst gelebt hatte. Dem Amtmann war sie von einer gewissen vornehmen Dame empfohlen worden, welche sie als Kammerfrau mit aus Pohlen brachte; denn dort hatte sich jene Dame mit ihrem Gemahl, der in Warschau eine Erbschaft zu heben gehabt hatte, einige Zeit aufgehalten. Uebrigens gab sie sich für die Wittwe eines Kammerdieners des Königs August des dritten aus, der bey seinem Herrn in Ungnade gefallen, und zu Warschau, in bittrer Armuth gestorben wäre. —

Diese Frau schien nun einen recht tief eingewurzelten Haß gegen die Schauspieler, und alles was nur irgend auf diesen Stand Beziehung hatte, zu besitzen; und doch brachte es niemand von ihr heraus, warum sie eigentlich dem Schauspielerstande so gram war. Sie unterließ also auch itzt nicht, die Hitze des Amtmanns recht anzublasen, so bald sie nur muthmaßte, daß sein Sohn den Schauspielern nachgereiset seyn möchte.

Es wurde hierauf ein Freund nach Stuttgard abgesendet, um den jungen Freeland dort aufzusuchen; und es währte gar

nicht

nicht lange, so erhielt der Amtmann die tröstliche Nachricht daher, daß sein Herr Sohn sich nicht nur in Stuttgard befinde, sondern so gar, wahrscheinlich aus Liebe zu einer gewissen Schauspielerin, Theaterdichter bey der Gesellschaft geworden sey.

„Um Gottes willen, Herr Amtmann! sagte die Haushälterin, welche sich eben zugegen befand, als diese schöne Zeitung einlief, „retten Sie den jungen Menschen! sonst „ist er unwiederbringlich verlohren. In „den Händen einer Schauspielerin ist er „so gut, wie in den Klauen des Satans; „denn diese Art Frauenzimmer sind je schö„ner, desto gefährlicher für die guten Sit„ten, — kurz, sie sind die Pest aller jun„gen unverdorbenen Mannsleute.

Allein es brauchte dieser Zuredungen eben nicht, um den Vater in die äußerste Wuth zu setzen. Bald schlug er in die Hände, und jammerte, bald raßte und tobte er wie eine Furie. Endlich, nachdem er seine Hitze ein wenig abgekühlet hatte, schrieb er seinem Sohne diesen Brief, welchen er ihm mit einem reitenden Boten zusandte:

„Unge-

„Ungerathener Sohn!
„Demnach ich nach vielen und großen Her-
„zeleid über deine unbesonnene Flucht, und
„nach vieler Schererey mit deinen mir un-
„vollendet auf dem Halse liegen gelassen
„habenden Amtsarbeiten an Ausfertigun-
„gen, Protocollen, Berichten und derglei-
„chen, auch nach vielen vergeblichen Nach-
„forschungen, endlich in unwidersprechli-
„che Erfahrung gekommen bin, daß du,
„mit Hintansetzung aller Ehre und Schan-
„de, auch aller, deinem Vater schuldigen
„kindlichen Liebe, Hochachtung, und Ge-
„horsams, und aus strafbarer Liebe, zu
„einer Theater Prinzeßin, welche ich wohl
„eine wahre Teufelsgenoßin, und Höllen-
„brand nennen könnte, dich bey dieser Sa-
„tansrotte befindest, und ein so genanter
„Theaterdichter, weiß der Himmel, was
„das für ein Kerl ist, geworden bist, ich
„aber kraft väterlicher Liebe dir derglei-
„chen Ausschweifungen, fernerhin zu ge-
„gestatten, weder pflichtig, noch gemeint
„bin, sondern dich hiermit feyerlichst re-
„clamire. Als befehle ich dir andurch, so
„gleich auf diesem Pferde zurück zu kom-

„men,

„men, und deine Theaterprinzeßin bey al„len Teufeln zu lassen, außerdem ich, bey „Sr. Hochfürstl. Durchl unserm gnädig„sten Herzog und Herrn, deinetwegen „supplicando einkommen, und auf deine „sofortige Inhaftirung, und gefängliche „Transportirung bis an den locum ad „quem, unterthänigst demüthigst antragen „werde. Wornach du dich zu achten.

Dein

erzürnter Vater,

Alexander Freeland,

Amtmann.

Allein weit entfernt, dieser peremtorischen Ladung zu folgen, antwortete unser Dichter seinem Vater in diesem Briefe:

„Lieber Vater!

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen Unruhe „gemacht habe. Wahr ists, ich bin hier „Theaterdichter, aber nur so lange, bis „Sie mir erlauben das schönste, tugend„hafteste, und geistreichste Mädchen, das „jemals eine Bühne betrat, zu heyrathen. „Eher werde ich auch nicht zurückkom-

„men;

„men; denn ich kann mich unmöglich von
„ihr trennen. Ich bin ein freyer Mensch,
„und habe kein Verbrechen begangen.
„Folglich kann und wird mich der Herzog
„auch nicht, als einen Verbrecher behan-
„deln lassen. Ihro Durchl. würdigen
„mich vielmehr ihrer Gnade, und haben
„heute nach dem Schauspiel sehr herab-
„lassend mit mir gesprochen. Wenn Sie
„die Person, um welcher willen ich diesen
„Schritt gethan habe, selbst sehen sollten,
„so würden Sie verzeihen

Ihrem

treuen Sohn,

Freeland.

Unbeschreiblich ist die Wuth, worein der Vater über diesen Brief gerieth.

„Da sehen Sie, Madam Ruh!

sagte er zu seiner Getreuen,

„was das für ein Teufelsjunge ist! er will
„sie gar heyrathen —

„Ach! das Gott erbarme! —

rief die Frau, und schlug in die Hände,

„verhüten Sie ja dieses große Unglück!

Amt. Was soll ich aber thun? er parirt ja
„nicht, wie Sie sehen,

R. Sie müssen selbst hin! und will er nicht
„in Güte, so müssen Sie selbst zum Her-
„zog.

A. Ja! der Herzog! der ist solchen Schön-
„geistern gut, der wird mir was braten.
„Aber ich will doch hin! ich möchte doch
„die Theaternymphe sehen, die mir mei-
„nen sonst ganz guten Sohn verführt hat.

R. Da thun Sie wohl! Sie müssen hin! —

Den Tag drauf sezte sich der Amtmann in seinen Wagen, und fuhr gerade nach Stuttgard, mit dem festen Vorsatze, seinen Sohn wieder mit zurückzubringen, es möge auch kosten, was es wolle. In dem Gasthofe, wo er abstieg, und logiren wollte, traf er einen Schauspieler an, der sich mit ihm, als einem Fremden, sogleich in ein Ge- Gespräch einlies. Es war ein junger ansehnlicher Mann, der sich sehr wohl zu betragen wußte. Der Amtmann fragte ihn nach dem Theaterdichter. Der Schauspieler, der unter dem Fremden niemand weniger, als Freelands Vater vermuthete, strich den Dichter ausnehmend heraus. Dieß fing dem Alten an zu gefallen. Das Gespräch gieng weiter fort, und endlich kam man auch auf

Louisen

Louisen zu sprechen, wobey denn der Amtmann die völlige Gewißheit erfuhr, daß diese seines Sohnes erklärte Geliebte wäre. —

„Unser Freeland ist sehr glücklich, sagte der Schauspieler,

„wenn ihn Louise liebt. Sie ist schön, „hat einen guten Ruf, — kurz ein vor„treffliches Mädchen. Niemand weiß ihr „etwas unrechtes nachzusagen, und sie „hat keinen Liebeshaudel gehabt, so lange „sie bey uns ist. Ich habe ihr selbst nach„gestellet; aber ihre Tugend ist unver„tilgbar.

Der Amtmann wurde aufmerksam, besonders da eine ganze Menge vornehmer Gäste aus der Stadt, mit in das Lob einstimmten, das der Schauspieler Louisen beylegte. Er fragte im geheim nach dem Quartier seines Sohnes, und gieng hin, ihn aufzusuchen. Der Dichter aber war nicht zu Hause, sondern eine Art von Bedienter sagte, daß er sich vermuthlich bey der Mamsell Brücknern befände. Der Bediente mußte den Alten hinführen, wo sie wohnte. Vor dem Hause schickte dieser den Bedienten zurück, und schlich sich bis vor die Zimmerthür der Actrize,

ohne daß ihn jemand gewahr wurde, um seinen Sohn recht unversehens zu überraschen. Hier hörte er nun jemanden auf einem Fortepiano im Zimmer spielen. Eine schöne weibliche Stimme sang dazu, und jemand accompagnirte auf der Violine. Die Musik gefiel — bezauberte ihn. Er blieb stehen, und — wurde ein Fenstergen gewahr, das aus dem Zimmer heraus auf den Saal gieng. Der Vorhang war nicht ganz zugezogen; wer hinderte ihn, hinein zu schielen?

Er thats: und siehe! er erblickte eine göttliche Gestalt, einen Engel von Reizen — denn so kam ihm Louise itzt vor — am Fortepiano sitzend, und seinen Sohn mit der Violine neben ihr stehend. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dieser Gruppe, — Doch itzt legte Freeland die Violine nieder — Louise stand auf — nahm ein Strickzeug, und setzte sich auf den Sopha. Freeland setzte sich neben sie, und nun begann ein Gespräch zwischen beyden, welches der Alte größtentheils mit anhören konnte. Wir wollen etwas davon hersetzen.

L. Haben Sie keine Nachricht, ob Ihr Vater Ihren Entschluß weiß?

F. O, ja!

L. Und was sagt er dazu?

Fr. Er ist bitterböse, er will mich durchaus „zurück haben.

L. Folgen Sie Ihrem Vater!

F. Ich kann nicht.

L. Der arme Vater! er wird sich kränken.

F. Er darf mir ja nur erlauben, Ihnen mei„ne Hand zu geben.

L. Wie kann er das? — ja! wenn er mich „kennte — und doch — ach! — ich „bin ja keines solchen Mannes werth. „Glauben Sie mir, lieber Freeland! „Ihr Unternehmen macht mir manchen „Kummer, — bloß um Ihres guten Va„ters willen.

Fr. Edle Louise! Sie gehen zu weit! „wer kann sein Vorurtheil ausrotten? „Ach! wenn er nur da wäre, und Sie „sähe; ich glaubte — es denn doch bey „ihm durchzusetzen.

Itzt eröffnete der Amtmann die Thür, trat hinein, und sagte:

„Hier bin ich!

Freelands Bestürzung kann man sich leicht denken. Einer Bildsäule gleich stand er auf

einer Stelle da, ohne sich bewegen, geschweige denn reden zu können. Louise faßte sich aber gleich, und bewillkommte den Alten sehr ehrerbietig.

„Ihr Diener, Mamsell!

sagte er,

„nehmen Sie's nicht übel! Ich habe Sie
„ein Bischen behorcht. Aber Sie haben
„mir gefallen. Es ist mir lieb, Sie ken-
„nen zu lernen.

„Und nun — mein Herr Sohn!

fuhr er zu dem noch immer erstaunend da stehenden Freeland fort:

„wie gehts? — hab' ich ihn recht
„überrascht? — mach' er sich nur gefaßt,
„mit nach Hause zu reisen! nun hat die
„Herrlichkeit ein Ende.

Freeland war zu klug dazu, um itzt dem Vater zu widersprechen. Er bat nur um Verzeihung, und versprach so viel Gehorsam, als möglich. Da er aber wußte, daß sein Vater kein Feind davon war an der Seite eines schönen Mädchens ein Gläßchen zu machen, so winkte er deswegen Louisen, die ihn auch sogleich verstand, und Wein herbey bringen ließ. Der Alte ließ sich behandeln, ein

Stünd-

Stündchen zu bleiben; der Sohn trank ihm tapfer zu; Louise ermangelte nicht, sich ihm auf der glänzendsten und reizendsten, zugleich aber auch auf der sittsamsten Seite zu zeigen, und so war er in einer Stunde mit seinem Sohne völlig wieder ausgesöhnt, ob ihm dieser gleich noch nicht versprochen hatte, seine Stelle nieder zu legen, und wieder mit nach Hause zu reisen.

Höchstvergnügt mit Louisen verließ er sie unter dem Versprechen, sie vor seiner Abreise gewiß noch einmal zu besuchen. Sein Sohn führte ihn mit in seine Wohnung, und da indeß das Schauspiel angieng, so ließ sich der Alte so gar bewegen, mit dahin zu gehen, und die Vorstellung der Emilie Galotti, die eben gegeben wurde, mit anzusehen.

Der gute ehrliche Mann hatte nie ein gutes teutsches Schauspiel vorstellen sehen; was Wunder, daß ihn dieses Meisterstück der dramatischen Dichtkunst, bis zur äußersten Rührung, und bis zum Erstaunen hinriß, besonders da er nicht ganz ohne Geschmack, und ohne Gefühl des Schönen war? —

Louise spielte die Emilia. Man konnte nichts entzückenderes sehen, als ihr Spiel.

Nie war dem Amtmann ein ähnliches Frauenzimmer vorgekommen. Er entschuldigte die Leidenschaft seines Sohnes völlig in seinem Herzen, ob er es ihm gleich nicht merken ließ. Doch konnte er sich nicht enthalten, in die lautesten Lobeserhebungen Louisens gegen ihn auszubrechen.

Den Morgen drauf besuchte er Louisen schon wieder, jedoch ohne seinen Sohn mit zu nehmen. Er fand sie schon völlig angekleidet, und erfuhr mit Vergnügen von ihr, daß sie nie im Negligee zu gehen pflege, ein Umstand, der ihm ausnehmend gefiel. Hierauf stellte er sie nach seiner Art auf mancherley Proben, und fand immer, das edeldenkende, tugendhafte, und verständige Mädchen, das er sich in ihrem Stande niemals geträumt hatte. Als er sie nach ihrer Verbindung mit seinem Sohne fragte, gestand sie ihm zwar, daß er sich um ihre Hand bewerbe, und daß sie ihn wohl leiden könne. Sie gab ihm aber auch zu erkennen, daß sie ihm darum bisher abschlägliche Antwort gegeben habe, weil sie glaube, daß ihn eine Verbindung mit ihr, in seinem zeitlichen Glück hindern würde: und setzte hinzu, sie wür-

würde sich, ohne Einwilligung seines Vaters niemals zu einer Heirath mit ihm verstehen.

Diese edle Gesinnungen entzückten den Amtmann ganz ungemein. Er gieng in sein Quartier zurück, um allein zu überlegen, was er bey dieser kitzlichen Sache für Maasregeln zu nehmen habe? Denn er fühlte Louisens Werth; und er schmeichelte sich ein gutes Werk zu thun, wenn er ihr eine anständige Versorgung schaffen könnte.

Als er nun allein seine Betrachtungen darüber anstellte, so schien ihm seine Vernunft zu sagen, daß Louise ihrer vortreflichen Eigenschaften ungeachtet, doch keine Partie für seinen Sohn sey: der junge Mensch —dachte er bey sich selbst— kann noch in eine große Familie heirathen, und sich hierdurch den Weg zu hohen Ehrenstellen bahnen, anstatt daß ihn die Heirath mit einer Schauspielerin, und wäre sie auch ein Engel von Schönheit und Tugend, bey Leuten vom Stande verächtlich macht. Man wird ihn als einen leichtsinnigen Menschen betrachten, und ihm kein Amt anvertrauen wollen. Mein Vermögen reicht theils zu seiner Erhaltung nicht zu, theils bin ich auch selbst noch nicht

der älteste. Ich kann vielleicht auch noch wieder heirathen, u. s. w. kurz — es geht nicht — er kann sie nicht nehmen. —

Aber dennoch dauerte ihn Louise; er fand sie reizend, vortreflich, werth des glänzenden Glücks, und des rechtschaffensten Mannes. Der Gedanke, sich selbst wieder von ihr zu trennen, empörte seine ganze Seele. Kurz von der Sache zu reden: er war selbst in sie verliebt. Liebe überwindet alles, macht den Menschen zu allem fähig. Der Amtmann stand erst in seinem funfzigsten Jahre. Er war noch ein gesunder, starker, schöner Mann. Er glaubte noch, einem Frauenzimmer zu gefallen, und was die Pflichten des Ehestandes betrift, so dachte er es hierinn wohl noch mit einem Jünglinge anzusehen. — Was hindert mich — sagte er zu sich selber, nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, wie er Louisen gut versorgen könne, — was hindert mich, sie selbst zu heirathen? — mein Sohn würde zwar Feuer sprühen, und Madam Ruh würde mir allen Unsegen auf den Hals wünschen. — Aber den ersteren werde ich schon zum Schweigen bringen können, und letztere wird sich versöhnen lassen, sobald

sie

sie Louisen kennen lernt. Kann ich sie wohl besser versorgen, als durch mich selbst? sie wird mir die letzten Tage meines Lebens zu einem Himmel auf Erden machen: denn sie wird dankbar gegen mich seyn, da ich ihr Glück befördert habe. Ueberdieß wird mir diese Heirath keinen Anstoß machen: denn ich bin versorgt, habe Vermögen, niemand hat mir was zu befehlen, ich brauche mich weder nach Ministern, noch Gönnern zu geniren — wenn ich mein Amt abwarte, so trotze ich der ganzen Welt, u. s. w.

Mit einem Worte, unser Amtmann entschloß sich, Louisen selbst zu heirathen. Aber — der Vorsatz war zwar gefaßt, nur die Ausführung, war freylich noch vielen Schwierigkeiten unterworfen. — Freylich darf es im Anfang weder sie noch mein Sohn wissen, was ich vorhabe — dachte er; — ich werde sie also mit nach Hause nehmen, und ihr versprechen, daß sie meinen Sohn haben soll. Dort werde ich aber den jungen Herrn auf Reisen schicken, und ihn mit der Heirath bis nach seiner Zurückkunft vertrösten, inzwischen werde ich sie ihm aber vor der Nase wegfi-

schen. — Und so soll und muß es gehen, oder ich müste nicht Vater, und er Sohn seyn. —

Sonach ergriff er seine Maasregeln, und die Gelegenheit, sie auszuführen, fand sich so gleich: denn der junge Freeland trat in diesem Augenblick zu ihm hinein.

„Mein lieber Sohn!

sagte er zu ihm,

„ich habe eben deine Geliebte wieder besu„chet. Sie gefällt mir immer mehr, je „öfterer ich sie sehe, und spreche. „Ich hätte nicht gedacht, daß eine Aktrize „so gut seyn könnte. Aber es ist nöthig, „daß wir uns zu etwas gewissem entschlie„ßen. Sag mir also aufrichtig: ist es „denn würklich dein Ernst, dieses Frauen„zimmer zu heirathen?

F. Mein völliger. Ich werde nie von ihr „lassen.

A. Gut also! Wir wollen sie einstweilen „immer mitnehmen, und zu Hause die „Sache vollends abmachen. Du reisest „dann doch auch mit?

F. Allerdings. Aber wird man sie beym „Theater entbehren können?

A. Sie

A. Sie muß ihren Abschied nehmen. Ich „gebe ihr schriftliche Versicherung, ihr eine „Pension auf Lebenszeit auszusetzen; im „Fall sich die Heirath mit dir zerschlagen „sollte.

F. Ich bins gern zufrieden. Lassen Sie „uns aber nur Louisen selbst fragen!

A. Komm! wir wollen zu ihr.

Sie giengen also zusammen wieder hin, und machten Louisen ihren Antrag. Zum Glück war eben die Zeit ihres Kontrakts zu Ende, und da sie nichts dabey zu verlieren glaubte, wenn sie die Bühne auf einige Zeit verließe, die Sache möge nun ablaufen, wie sie wolle; so reißte sie mit ihren beyden Liebhabern ab, in der schmeichelhaften Hofnung, dieses Abentheuer bald auf die erwünschteste Weise geendiget zu sehen. Denn obgleich der alte Freeland es seinem Sohne noch nicht gerade zu versprochen hatte, ihm Louisen zur Frau zu geben, so zweifelte doch dieser nicht einen Augenblick daran, weil er sich das Unternehmen seines Vaters auf keine andre Weise zu erklären wuste, indem er nichts weniger, als seinen Plan, Louisen selbst zu heirathen, ahndete.

Was

Was Madam Ruh für große Augen machte, als ihr Herr die Schauspielerin, die seinen Sohn verführt hatte, selbst mit nach Hause brachte, kann man sich leicht vorstellen. Sie schämte sich gleichsam vor dem Amtmann, weil sie die Schauspieler immer so sehr gegen ihn herunter gemacht hatte. Da sie aber sahe, daß die Sache nun nicht zu ändern war, so beschloß sie, die Weltkluge zu spielen, und sich Louisen zur Freundin zu machen. Nichts war leichter, als dieses, denn sie waren kaum einen Tag beysammen gewesen, so liebten sie auch einander schon. Louise war ein viel zu liebenswürdiges Mädchen, als daß ihr Madam Ruh hätte widerstehen können, und diese fesselte ein so unwiderstehlicher Zug des Herzens an die Schauspielerin, daß sie ihr Vorurtheil, und ihren Haß gegen Louisens Stand gar bald ablegte.

Frauenzimmer werden bald vertraut mit einander, und dann müssen die Heimlichkeiten des Herzens heraus, und wären sie auch noch so tief darinnen vergraben. So giengs auch unseren beyden neuen Freundinnen. Es waren kaum acht Tage nach Louisens Ankunft verflossen, so kamen sie einsmals früh morgens,

gens, in ihrem Zimmer — denn sie wohnten beysammen — auf ihre Abentheuer zu sprechen, und Louise bat Madam Ruh, sie möchte ihr, ihre Geschichte erzählen.

„Recht gern, liebes Mädchen!“
sagte diese,
„aber fangen Sie lieber mit der Ihrigen „an!“

„Auch das! meinetwegen!“
antwortete Louise, und sie begann ihre Erzählung so, wie sie solche schon dem jungen Freeland gethan hatte. Aber kaum hatte sie angefangen, so gerieth Madam Ruh in eine sichtbare Bestürzung — fast fiel sie in Ohnmacht.

„Was ist Ihnen, Madam!“
rief Louise, die diese Veränderung sogleich gewahr wurde;
„Nichts! liebe Louise!“
antwortete diese,
„fahren Sie fort! es trat mir etwas an „das Herz, aber es ist schon vorüber.“
Louise fuhr fort, und Madam Ruh besaß Standhaftigkeit genug, ihre Erzählung bis zum Ende anzuhören, ohne Louisen zu unterbrechen, wozu sie die Empfindungen ihres

Her-

Herzens jedoch oft genug aufforderten. Als aber Louise geendiget hatte, stand Madam Ruh von ihrem Stuhl auf, und sagte:

„Wem hast Du deine Geschichte erzählt, lie-„be Louise?

„Wem? —

antwortete diese, äußerst aufmerksam auf diese Frage,

„niemanden als Ihnen, und Herrn Free-„land!

„Und deiner Mutter!

„Wie? meiner Mutter? — Ach „Gott! —

Bey diesen Worten flogen sie einander in die Arme. Thränen stürzten auf einmal aus beyden Augen, und Gefühle des Herzens erstickten ihre Worte, Louise war unaussprechlich gerührt. —

„Preiß und Dank der Vorsehung meine „Tochter!

rief endlich die Mutter voll Entzücken aus,

„daß ich dich wieder habe. Ich hielte „dich längst für todt; aber nun soll dich „auch keine menschliche Gewalt wieder aus „meinen Armen reißen.

„Ich

„Ich Sie auch, liebe Mutter!
versetzte Louise an ihrem Halse hangend,
„O! wie glücklich sind wir! lange haben
„unsre Herzen einander erkannt —
In diesem Augenblick trat der junge Freeland herein, und fand die beyden Frauenzimer noch einander in Armen liegend,
„Was seh' ich?
rief er voll Erstaunen aus,
„und was hab' ich gehöret? — Sie, mei-
„ne Louise — die Tochter dieser recht-
„schaffenen Frau?
denn ihm waren die zärtlichen Benennungen nicht entgangen, die Mutter und Tochter einander bey seinem Hereintreten noch beylegten.
„Ja! mein Herr Freeland:
antwortete Madam Ruh,
„unsre Louise ist meine Tochter. Eben
„erzählte sie mir, auf mein Verlangen,
„ihre Geschichte, und daran erkannt ich
„sie.
„Sonderbar! sehr sonderbar!
versetzte dieser,
„welche Schicksale! welche Ereignisse! —

„aber ich muß diese wichtige Neuigkeit vor „allen Dingen meinem Vater bringen.

Der Amtmann wurde herbey geholet; — er hörte — und erstaunte. — Louise wiederholte ganz kurz noch einmal ihre Geschichte, sonst hätte er sich vollends gar nicht in diese unvermuthete Entdeckung finden können. Aber nun war auch die Reihe an Madam Ruh, ihre Begebenheiten zu erzählen, worauf jedermann, besonders aber Louise, sehr neugierig war. Sie that es daher in diesen Worten:

„Ich heiße also nicht Ruh, welches blos „ein angenommener Name ist, sondern „Brückner. Mein Vater war Prinzipal „einer ansehnlichen Schauspielertruppe, „und ich sein einziges Kind. Ich bin „niemals verheirathet gewesen: denn der „Bösewicht, welcher mich verführte, brach „die Knospe meiner Unschuld in meiner „ersten Jugend. Ohne diese, glaubte „ich, eines rechtschaffenen Mannes nicht „mehr werth zu seyn, und einen Menschen „von meinem Schlage mochte ich nicht. „Mein Vater that sehr unrecht, und ich „hab' es ihm nie verzeihen können, daß er „mich

„mich zur Schauspielerin erzog: denn er
„beförderte dadurch mein Unglück. Ohne
„die Bühne wär' ich vielleicht nie einem
„Verführer in die Hände gefallen. In-
„zwischen hinterließ er mir doch einiges
„Vermögen. Ich glaubte mir dadurch
„einen Mann außer der Bühne zu erwer-
„ben. Der junge Edelmann, der mich
„verführte, maßte sich meines Vermögens
„an; ich hinderte ihn nicht daran, weil
„er mir die Ehe versprochen; aber wie du
„weißt, meine Louise, war dieser dein
„Vater ein treuloser, der mich hohnlä-
„chelnd verließ, nachdem er mich um Eh-
„re, und Vermögen gebracht hatte. So
„bald du zur Welt gekommen warest, und
„ich dich bey meiner Freundin in Berlin
„sicher untergebracht hatte, gieng ich un-
„ter eine Schauspieler Truppe, die nach
„Rußland zog. Einige Jahre drehten
„wir uns in diesem großen Reiche, wie ein
„Irrstern umher. Endlich scheiterte un-
„ser Prinzipal, an den Klippen, woran
„so viele seines Standes scheitern. Die
„Mitglieder der Truppe flogen wie Ra-
„ketten umher, eines dahin, das andere

„dorthin. — Mich führte mein Schick-
„sal nach St. Petersburg, wo ich das
„Schauspieler-Leben aufgab, und erst
„Garderobe-Mädchen, dann aber Kam-
„merjungfer bey einer alten Gräfin wur-
„de. Hier befand ich mich an die acht
„Jahre lang sehr wohl. Alsdenn heira-
„thete die Tochter der Gräfin einen vor-
„nehmen pohlnischen Herrn, der ein Land-
„gut ohnweit Warschau besaß. Bald
„darauf starb auch meine Gräfin, und ihre
„Tochter nahm mich zu sich, und setzte mich
„als Haushälterin auf das Landgut ihres
„Gemals. Doch hier hatte ich manche
„Verdrießlichkeiten, und Kabalen zu be-
„kämpfen, die mich auch endlich beweg-
„ten, die Dienste dieser Dame wieder zu
„verlassen. Ich trat in Warschau, wie-
„der als Kammerfrau bey einer teutschen
„Baronesse in Dienste, deren Mann hier
„aus Schwaben war, und sich damals
„in Warschau aufhielt, um eine Erb-
„schaft in Empfang zu nehmen, die ihm
„sein Oheim, welcher in pohlnischen Kriegs-
„diensten gestorben war, hinterlassen hat-
„te. Auf diese Weise kam ich denn hieher

„nach

„nach Deutschland, und weil man mich „für eine brauchbare Person in der Haus„wirthschaft hielt, so empfahl mich meine „damalige Prinzipalin, meinem gegenwär„tigen Herrn, als Haushälterin, bey „welchem ich mich denn auch bisher sehr „wohl befunden habe.

Unser Amtmann freute sich zwar nicht wenig darüber, in Louisen, die Tochter einer Frau gefunden zu haben, die ihm so viele treue Dienste erwiesen hatte. Der Umstand aber, daß dieses reizende Frauenzimmer gar noch von unehelicher Geburt war, bestärkte ihn auch noch mehr in dem Vorsatze, sie seinem Sohne, den er durchaus glorreich verheirathet sehen wollte, zu entreißen, und sie für sich zu behalten. Er legte also den beyden Frauenzimmern über diesen, ihm schimpflich scheinenden Umstand ein tiefes Stillschweigen auf, und gieng nunmehr, während der Zeit, daß sein Sohn alle Tage der Vollendung seines Glücks entgegen sah, damit um, seinen eigenen Plan auf eine geschickte Art auszuführen.

Den jungen Freeland auf Reisen zu schicken, wie er sich anfänglich vorgenommen

hatte, fand er nun nicht mehr thunlich, weil er sich leicht vorstellen konnte, daß dieser nicht drein willigen würde. Er beschloß also, nach vielen Ueberlegungen, seinem Sohne eine andere, und zwar eine sehr glänzende Partie auszusuchen, ihm diese vorzuschlagen, und ihm dabey, seinen Vorsatz, Louisen selbst zu heirathen, geradezu zu entdecken. Denn theils hofte er, ihn durch eine große Partie, die sein Glück befestigte, von Louisen leicht abwendig zu machen, theils schmeichelte er sich auch damit, daß sein Sohn aus Hochachtung für ihn, zurücktreten, und ihm die liebenswürdige Louise überlassen würde.

Da er sehr reich war, und seinem Sohn ein ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte, so fand er bald eine Partie für ihn, wie er sie wünschte. Ein vornehmer Mann in der Residenz, der zwar viel Ansehen bey Hofe hatte, aber, bey acht Kindern, sich überdieß nicht in den besten VermögensUmständen befand, erbot sich, dem jungen Freeland seine älteste Tochter zur Ehe zu geben; und ihm die Stelle eines Kabinets-Sekretairs bey Hofe auszuwürken. Julie, so hieß dieses Frauenzimmer, war ein reizendes Mädchen,

jung,

jung, schön, wohlerzogen, und tugendhaft. Sie wurde allgemein geliebt und bewundert.

So bald der Amtmann das Wort hatte, nahm er seinen Sohn, unter einem scheinbaren Vorwande mit in die Stadt, und in das Haus des Vaters der schönen Julie. Wirklich war die Versuchung groß: denn Julie mißfiel dem jungen Freeland gar nicht. Sie hatte vielmehr seinen völligen Beyfall. Er gieng so gar so weit, seinem Vater, bey der Rückreise zu sagen, daß, wenn er Louisen nicht schon sein Herz geschenkt hätte, er sich um niemand anders, als um Julien bewerben würde. Der Vater hörte dieß Geständniß seines Sohnes mit großem Vergnügen an. Doch ließ er ihm von seinem eigentlichen Vorhaben zur Zeit noch nichts merken.

Der Sohn hingegen glaubte dennoch in diesem Besuch etwas zu finden, das ihn auf das Betragen seines Vaters gegen ihn so wohl, als gegen Louisen nicht wenig aufmerksam machte. Doch kam er demselben nicht ganz auf die Spur; und ob er gleich wohl sahe, daß Louise alle Tage immer mehr in der Gunst seines Vaters vorrückte, so weissagte er doch hieraus mehr sich selbst einen erwünschten Aus-

gang, als daß er den wahren Grund dieses Umstandes hätte entdecken sollen. Und eben dieses bewegte ihn denn auch seinen Vater nunmehro ernstlich um die Erfüllung seiner Wünsche anzugehen. Diesem hingegen war die Gelegenheit sehr willkommen, dem Sohne nunmehr seinen ganzen Plan zu entdecken, und der Sache ein Ende zu machen. Er sezte diesen daher in kein geringes Erstaunen, als er folgende Rede an ihn hielt.

„Ich werde dein und Louisens Glück zu„gleich machen: denn beydes liegt mir am „Herzen; doch nicht durch eure Verbin„dung. Diese würde in verschiedener Ab„sicht euer ganzes zeitliches Glück über den „Haufen werfen. Vielmehr habe ich Ju„lien für dich, mein lieber Sohn, aus„gesucht, und bereits bey ihrem Vater „deswegen Nachfrage gethan. Sie ist „das vollkommenste Frauenzimmer von der „Welt ,wie du mir schon selbst gestanden „hast. Ich hoffe, du wirst ihr Herz ge„winnen, so bald du dich ihr als Liebha„ber zeigest. Mit ihrer Hand ist dein Glück „gemacht: denn ihr Vater will dir die „Stelle eines Kabinetssekretairs aus-

wirken,

„wirken, und ich werde für eine ansehn„liche Mitgift stehen, die Julie selbst nicht „hat. Damit aber auch Louise gut ver„sorgt wird, so will ich sie selbst heira„then. —

„Wie? Herr Vater!

fiel hier der Sohn ein,

„Sie? Sie selbst wollen Louisen heira„then? Sie setzen mich in Erstaunen!

A. Nun! nun! was ist denn da viel zu er„staunen? bin ich nicht noch ein Mann in „meinen besten Jahren? und sollte ich „nicht noch heirathen können?

F. Das läugne ich nicht. Aber — ich wer„de nie in Ihren Vorschlag willigen. „Louise hat mein Herz, und ich werde ihr „treu bleiben.

A. So! — nun! wir wollen doch sehen, „wer Herr wird — der Vater, oder der „Sohn. Ich sage dir, daß ich Louisen „schlechterdings heirathen werde.

Er gieng so gleich zu ihr, und entdeckte ihr, und ihrer Mutter seine ganzen Absichten, mit der Bitte, daß Louise in seinen Plan willigen möchte.

„Fern sey es von mir,

„daß ich das Glück Ihres Sohnes hin„dern sollte! will er sich selbst von mir los„sagen; gut! ich bin es gern zufrieden, „und ich vertausche auch allenfalls den „Vater mit dem Sohne, denn im Grun„de liebe ich keinen von Ihnen beyden. „Bisher hat sich Ihr Sohn blos meine „Hochachtung und Freundschaft erwerben „können. Diese besitzen Sie auch, und „— ich hoffe, daß derjenige, welchem „ich am Ende meine Hand geben werde, „auch fähig seyn wird, mir die Empfin„dungen der Liebe einzuflößen, die eine „Gattin nothwendig für ihren Mann ha„ben muß.

„Nun! das war brav geantwortet! erwiederte der Vater, und in diesem Augenblick trat auch der junge Freeland herein. Er faßte eine von Louisens Händen, drückte sie an seinen Mund, und sagte:

„Bestes Mädchen! mein Vater hat Ihnen „vermuthlich eben gesagt, daß wir Neben„buhler sind. Er sucht mich, Ihrem Her„zen zu entziehen, indem er mir eine der „vortheilhaftesten Partien vorschlägt. „Aber ich liebe niemanden, als Sie, mei-

„ne Louise! ich werde Sie ewig lieben,
„und lieber will ich an Ihrer Seite in ge-
„ringem Stande leben, als ohne Sie ein
„Minister seyn! Ich lasse nicht von Ih-
„nen. Entscheiden Sie nun selbst, und
„ — o! möchten Sie doch zu meinem Vor-
„theil entscheiden! —

„Lieber Freeland!

antwortete Louise,

„haben Sie auch überlegt, wem Sie Ih-
„re Hand geben wollen! — wissen Sie
„meine Geschichte nicht mehr? und werden
„Sie sich derselben nicht künftig zu mei-
„nem Nachtheil erinnern? —

F. Ich weiß alles, Louise! aber meine Lie-
„be überwindet alles — sie ist stär-
„ker, als Hoheit, Rang, Eigennutz, und
„Vorurtheil — ja stärker als der Tod.
„Lassen Sie mich und meinen Vater nicht
„länger in Ungewißheit!

L. Was sagen Sie dazu Herr Amtmann?

A. Ich? — ich bitte Sie, die Sache und
„die vorwaltenden Umstände reiflich zu
„überlegen, und keinen übereilten Schluß
„zu fassen. Sie sehen, aus den Worten
„meines Sohnes spricht die blinde, ro-

„manhafte Leidenschaft, ohne Rücksicht
„auf Umstände, und Verhältnisse. Ohne
„mich ist er zur Zeit noch nichts, und ich
„— kann alles, oder nichts aus ihm ma-
„chen. Was Sie also risquiren, wenn
„Ihre Wahl auf ihn fällt, das sehen Sie
„selbst ein. Bey mir hingegen wagen
„Sie nichts. Ich bin reich, und von gu-
„tem Stande. Mein Glück ist gemacht;
„und ob ich gleich schon funfzig Jahr alt
„bin, so werden Sie mir es doch wohl
„ansehen können, daß ich es mit meinem
„Sohne noch allemal aufnehme. Nun!
„machen Sie, was Sie wollen.

Louise besann sich einige Minuten; die bey-
den Rivals schmachteten, voller Furcht, und
Erwartung, nach ihrer Antwort; die Mut-
ter sagte gar nichts dazu — denn sie hatte
hier so gut, wie keine Stimme —; eine bäng-
liche Stille dauerte fort! — endlich brach
Louise in die Worte aus:

„Nun! dann! Liebe um Liebe! — Sie,
„mein Herr Freeland lieben mich ganz
„rein, und uneigennützig. Es ist Pflicht
„von mir, mich von Ihnen nicht über-
„treffen zu lassen. Bisher fühlte ich blos
„Hoch-

„Hochachtung für Sie; aber dieser edle „Zug Ihres Karakters hat mir auf einmal „Liebe eingeflößt. Ich wähle den armen „Freeland, und überlasse den Reichen, „einer andern. Wohlan! hier! haben „Sie meine Hand! — will uns dieser gu„te Vater nicht auch im äußerlichen glück„lich machen, gut! — wir haben Kopf, „und Hände, wir wollen uns schon er„nähren.

Hier fielen sie einander in die Arme, und schworen sich ewige Treue. Louisens Mutter gab ihnen ihren Segen, und — so war die Sache auf einmal entschieden.

Was den Vater betrift, so verdroß es ihn zwar anfänglich nicht wenig, daß er auf diese Weise seinen ganzen Plan auf einmal scheitern sehen mußte; aber einige von Louisens bezaubernden Worten überwanden ihn bald. Er fing an, einzusehen, daß sich das Mädchen doch immer besser für den Sohn, als für den Vater schicke, und so gab er denn endlich auch seine Einwilligung, und seinen väterlichen Segen in diese Verbindung.

Es glückte ihm, daß der Fürst, auf sein Anhalten, ihm seinen Sohn, als Ad-

junctum, in seinem Amte beysetzte. Hierauf wurde die Heirath vollzogen. Jedermann schätzte, und bewunderte die liebenswürdige Braut, ihres vorigen Standes, und ihrer dunkeln Herkunft ungeachtet. Ihre Ehe ist noch eine der glücklichsten, die ich kenne: denn Louise erwiedert ihrem Gatten, je länger, je mehr, Liebe um Liebe. Der Amtmann hingegen entschloß sich nun zu keiner andern Heirath wieder, sondern genießt noch itzt, im Schooße seiner guten Kinder und Enkel, die Glückseligkeit eines ruhigen und zufriedenen Alters.

Die

Die lebende Todte.

Vier und zwanzigste Scene.

Die folgende Erzählung hat mit der des berühmten Verfassers des neuen Abeillards, welche die acht und funfzigste Novelle des siebenten Bandes seiner Zeitgenossinnen ist, nichts als den Namen gemein. Plan, und Ausführung sind ganz von ihr verschieden. Ich erinnere dieses blos, um manchem meiner Leser gleich im voraus den Verdacht eines Plagiums zu benehmen. Auch den Namen meiner Erzählung habe ich von jener nicht einmal entlehnet, weil ich diese Scene schon geschrieben hatte, ehe mir der siebente Band der Zeitgenossinnen vor Augen kam.

In einem bekannten Fürstenthum, das zu Niedersachsen gehöret, lebte ein reicher Landedelmann bis in sein sechs und dreyßigstes Jahr, ehe er sich zu einer Heyrath entschließen konnte. Nicht daß der Baron von Osterfield, so hieß dieser Mann, sich inzwischen, wie viele seines gleichen, durch flüchtige Liebschaften schadlos gehalten hätte, so lag der Grund seiner Abneigung vor der Heirath vielmehr in einem gewissen Mistrauen, das er in die Tugend des ganzen weiblichen Geschlechts sezte. Er besaß Vermögen, war kein Jüngling mehr, und sahe noch älter aus, als er wirklich war: denn er hatte eine etwas kleine, hagere Figur, war schwarzbraunen Gesichts, und von den Blattern übel zugerichtet. Bey diesen Umständen hatte er sich von jeher eingebildet, daß ihm kein Frauenzimmer

mer aus ächter Liebe, sondern — jede aus Eigennutz, ihre Hand geben würde. Ueberdieß war er sonst Soldat gewesen, und hatte in seinen jüngern Jahren, als Offizier manche Erfahrung gemacht, die ihm in der Folge nicht den besten Begriff von der weiblichen Tugend machte. Sonst aber war er ein edler wohldenkender Mann, nur etwas hitzig, und übereilt in seinen Handlungen.

Endlich fügte sichs, daß er Florentinen von Weißensee, ein junges, schönes Fräulein aus Obersachsen, die eine Wayse, und sehr arm war, bey einem Freunde zu sehen bekam, welcher als ein Verwandter von ihr, sich ihren Besuch auf einige Zeit ausgebeten hatte. Florentine war so glücklich, seine Vorurtheile zu besiegen. Er liebte, und — heirathete sie.

Der Baron hatte seine Geliebte auch gewiß nicht mit geblendeten Augen betrachtet: denn sie besaß ausnehmende Reize. Eine lange, schlanke Brunette, aus deren schwarzen seelenvollen Augen, Sanftmuth und Zärtlichkeit zu lächeln schien — mit einer blendend weißen Haut geziert, und mit allen Gaben der feineren Kunst geschmückt; — wen

hätte

hätte sie nicht entzücken sollen? — überdieß war sie gutes, sanften, und edlen Herzens — empfänglich für alle Tugenden, die sie theils schon besaß, theils zu erringen, sich wirklich zu bestreben schien. Nur war sie ein wenig leichtsinnig, unbedachtsam, und flatterhaft, — Fehler, welche zwar in der Folge zu Stützen der Laster wurden, die ihr aber doch anfänglich nicht natürlich waren, sondern nur in ihrer Erziehung Grund zu haben schienen.

Ihre Eltern, die in Armuth gelebt hatten, starben ihr frühzeitig weg. Eine gewisse Frau von Kannen, ihre Tante, nahm sie zu sich, und besorgte ihre Erziehung, theils gut, theils aber auch mit vielen Fehlern wider die Grundsätze, die man bey Erziehung junger Frauenzimmer nothwendig beobachten muß, wenn sie nicht verderben sollen.

Die Frau von Kannen hatte zu Zeiten ihrer ersten Reize schon die freye Lebensart geliebt. Man erzählt vielerley Anecdoten von ihr, von welchen vielleicht manche erdichtet sind, oder doch wenigstens verschlimmert wurden. So viel aber ist gewiß, daß sie sich bald nach ihrer Verbindung von ihrem Manne wieder

scheiden ließ, und einige Zeit die Favoritin eines gewissen Fürsten war, welcher ihr auch das Landgut schenkte, auf welchem sie sich in der Folge aufhielt. Hier lebte sie nun wohl ziemlich eingezogen; sie blieb aber doch ein Weib, von welcher eine so junge Person, wie Florentine war, eben nicht viel Gutes lernen konnte. Daher der Leichtsinn, und die Grundlage zur Koketterie, welche der Baron, unter den vielen vortreflichen Eigenschaften seiner jungen Gattin nicht gewahr wurde, und aus Liebe nicht bemerken konnte.

Man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, er liebte Florentinen mit gränzenloser Leidenschaft. Und ob man gleich von den Vorurtheilen, die er immer gegen das andre Geschlecht hegte, auf eine nicht geringe Eifersucht bey ihm hätte schließen sollen, so war und blieb er doch davon gänzlich frey: denn Florentine bewies sich so edel und tugendhaft, daß er sie vor aller Gefahr der Ausschweifung völlig gesichert glaubte.

Um dieser Dame die Gerechtigkeit, die sie verdiente, wiederfahren zu lassen, muß man ihr auch das Zeugniß beylegen, daß sie anfänglich ihren Gemahl mit aller Treue und

Redlichkeit liebte, die man nur immer von einer tugendhaften, und rechtschaffenen Gattin erwarten kann. Sie hatte ihm ihr Glück, und ihren Wohlstand zu verdanken, und sie unterließ nicht, ihm ihre Dankbarkeit, durch zuvorkommende Zärtlichkeit so lebhaft, als möglich zu erkennen zu geben.

Fünf Jahre dauerte diese schöne Eintracht. Der Baron lebte diese Zeit über wie in Elysium. Florentine gab ihm drey Kinder, und er schätzte sich vollkommen glücklich, daß er seine Vorurtheile gegen die Ehe besiegt, und geheirathet hatte.

Aber nunmehr gieng die Zeit seiner Leiden, und seines traurigen Verhängnisses an. Ein holländischer Dragonerhauptmann, Herr von Stelten, der seiner Mutter Schwester Sohn war, besuchte ihn, auf sein eigenes Verlangen, weil er diesen nahen Verwandten in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Der Hauptmann war ein blühend schöner Mann, dreyßig Jahr alt, groß und voller Adel in Betragen, und Anstand. Er hatte blondes Haar, blaue Augen, und eine feine reinliche Haut mit regelmäßigen Gesichtszügen. Im Umgange war er artig —

insinuant — bezaubernd. Er spielte die Flöte, und sang vortreflich. Kurz er besaß alle jene erobernden Eigenschaften, wodurch die Helden des Mars auch so oft auf dem Kampfplatze der Venus zu siegen gewohnt sind. Sein Karakter aber war desto häßlicher, ob er ihn gleich meisterlich zu verstecken wußte. Von Wollust und Ehrgeiz beherrscht, war ihm nichts zu heilig, was er diesen seinen beyden Lieblingseigenschaften nicht hätte aufopfern können. Seiner List konnte niemand ausweichen, und seiner Tücke niemand etwas anhaben, so bald er, vermöge seiner Verstellungskunst, es darauf anlegte, beyde in Thätigkeit zu setzen.

Man kann sich leicht zum voraus sagen, was dieser von der Natur ohne Verdienst begünstigte Mann, für ein gefährlicher Feind von der Ruhe und Zufriedenheit seines braven Vetters werden mußte. Die schöne Florentine sahe er kaum, so war er auch schon in sie verliebt; und eben so bald faßte er auch den Vorsatz, sie zum Opfer seiner Wollust zu machen. Der Baron erwies ihm alle ersinnliche Freundschaft; er schätzte ihn, wie einen Bruder, und erlaubte seiner

Gemah-

Gemahlin, mit diesem Verräther frey, und ohne Zurückhaltung umzugehen. Der Hauptmann wußte sich auch so gut zu verstellen, daß weder die Baronin selbst, noch ihr Gemahl etwas von seinen geheimen Absichten bemerkten. Er wußte sich beyden fast unentbehrlich zu machen; besonders erwarb er sich die Freundschaft der Baronin in einem sehr hohen Grade: denn diese Freundschaft machte er so gleich zur Grundlage seines Plans, und zur Klippe, woran die Tugend dieser Dame am Ende Schiffbruch leiden sollte.

Jedoch — auf dem gewöhnlichen Wege kam er Florentinens Tugend nicht bey; das sah' er bald ein. Die Baronin schien über alle Künste der Verführung erhaben zu seyn, und — wollte er seinen Zweck erreichen, so mußte er es dahin bringen, daß sie sich ihm selbst in die Arme warf, ohne daß es schien, als ob er ihren Fall gesucht, und veranstaltet hätte. Das war nun allerdings ein schweres Unternehmen. Aber der Hauptmann rechnete auf ihren Leichtsinn, und ihre Leichtgläubigkeit. Diese Eigenschaften hatte er ihr bald abgemerkt, und da sie selten

gründliche Ueberlegung über etwas anstellte, so hielt er für's beste, ihr die Treue ihres Gemahls verdächtig zu machen, und durch Reizung ihrer Eifersucht bey ihr im Trüben zu fischen.

Allein ohne Thatsachen war doch nichts zu unternehmen. Einige Beweise von der vorzuspiegelnden Untreue des Barons mußten doch aufgestellt werden. Wieder eine neue Schwierigkeit! denn die Sitten des Barons waren durchaus unsträflich. Aber was ist einem listigen Bösewicht unmöglich? — er fand der Unbescholtenheit des Barons ungeachtet, doch bald Mittel, seine eheliche Treue, der leichtgläubigen Florentine nur allzu verdächtig zu machen.

Seine Aufmerksamkeit auf alles, was in seinen Kram taugen konnte, entdeckte ihm ohne Mühe, daß der Baron sehr viel auf Sophien, die Kammerjungfer seiner Gemahlin hielt. Der Grund dieser Zuneigung war aber auf des Barons Seite nichts anders, als Dankbarkeit gegen Sophien, weil sie ihn durch ihre Aufmerksamkeit auf alles, was im Hause vorgieng, einmal vom Tode gerettet hatte, da sein Leben auf eine sehr

son-

sonderbare Weise, in der augenscheinlichsten Gefahr war.

Der Baron war nämlich ein sehr grosser Liebhaber von Vögeln, und hielt deren immer einige zu seinem Vergnügen, in seinem Zimmer. Unter andern hatte er auch einen Staar, der reden konnte, und den er, wegen seiner drolligten Streiche sehr gern um sich litt. Diesen Staar hatte der Koch erzogen, und ihn reden gelernt. Da er ihn immer bey sich hatte, wenn er Federvieh in der Küche abschlachtete, so hatte der Staar dem Küchenjungen die Worte: wieder einmal ein Blutvergießen, welche dieser Junge allemal sagte, wenn Vieh geschlachtet wurde, abgelernet. Ließ nun der Baron zur Ader, oder schnitt sich jemand in Finger, oder blutete jemanden die Nase, so rief der Staar allemal aus Leibeskräften: wieder einmal ein Blutvergießen.

Nun kam der Baron einsmals von einer Jagd nach Hause, die er mit einigen seiner Nachbarn gehalten hatte, und wobey er sehr heftig geritten war. Seine Jagdkammeraden blieben bey ihm zur Tafel; es wurde scharf getrunken, und der Baron, der nicht

nicht viel vertragen konnte, legte sich gleich nach der Tafel in seinem Zimmer auf den Sopha, um ein wenig zu schlafen, während daß seine Gemahlin im Speisezimmer bey den Gästen blieb.

Sophie, die den Baron taumelnd in sein Zimmer hatte gehen sehen, machte sich auf dem Vorsaal vor der Thür ein kleines Geschäfte, um so gleich bey der Hand zu seyn, wenn dem Baron etwan während seiner Trunkenheit, die ihr etwas ungewöhnliches war, ein widriger Zufall begegnen sollte. Kaum hatte sie sich eine halbe Stunde da aufgehalten, so hörte sie den Staar, in dem Zimmer, einigemal aus Leibeskräften rufen: wieder einmal ein Blutvergießen! Sie ahndete ein Unglück, und sprang hinein. Welch' Entsetzen! der Baron schwamm im Blute: und war dem Tode nahe: denn er hatte einen Blutsturz gehabt, und ohne die schleunigste Rettung war er verlohren.

Sophie aber rufte sogleich den Kammerdiener, der ruhig bey Tafel saß, und hielt den Baron so lange bis jemand kam, aufrecht in ihren Armen, daß sich das Geblüt wieder in die untern Theile des Körpers

ziehen

ziehen konnte. Man eilte ihm mit kräftigen Mitteln schleunig zu Hülfe; und so kam er wieder zu sich, und entgieng dem Tode, der ihn ohne Sophien unbezweifelt dahin gerissen hätte.

Seit dieser Zeit war der Baron seinen beyden Rettern, Sophien und dem Staar ganz ungemein ergeben. Erstere wurde wie ein Kind vom Hause gehalten, und letzteren vereehrte er, wie seinen Genium, der ihn vom Tode gerettet hatte.

Inzwischen stand es nicht zu leugnen, daß Sophie ein zwar gutherziges, aber dabey nicht wenig verbuhltes, und wollüstiges Mädchen war. Ueberdieß hatte sie die Natur nicht stiefmütterlich behandelt: denn sie war ausnehmend schön, und konnte mit ihren Reizen, schon einer Dame, wie Florentine war, ein wenig warm machen.

Dieses Mädchen erkieste nun der Hauptmann, um sie Florentinen, als Rivalin, in der Liebe ihres Mannes, vorzustellen. Daß er den Schein vor sich hatte, muß man gestehen; aber die Würklichkeit dichtete seine Bosheit und seine List hinzu.

Wir wollen sehen, wie er seinen Plan ausführte. Nachdem er Florentinen die auffallendesten Beweise von seiner uneigennützigen Freundschaft für sie gegeben zu haben glaubte, und würklich gegeben hatte; stellte er sich eines Tages, als der Baron eben verreiset war, überaus zerstreut, und niedergeschlagen an; so daß ihn endlich die Baronin selbst fragen muste, was ihm fehle?

„mir ist wohl, gnädige Frau!
antwortete der treulose Stelten,
„es geht mir nur etwas im Kopfe herum,
„das mich desto mehr beunruhiget, je weniger ich mir es vorgestellet hätte.

F. Nun, was denn?

St. Es betrift Sie, gnädige Frau!

F. Mich? — kann man es nicht erfahren?

St. Freylich sollten Sie es nothwendig „wissen. Aber — von manchen Dingen „ist es gefährlich zu reden.

F. Vetter! Sie machen mich äußerst neugierig! — Ihre Zurückhaltung — wie „kommt diese mit Ihrer Freundschaft über„ein?

St. Kann ich mich auf Ihre Verschwiegen„heit, und Vorsicht verlassen?

F. Ihre Frage könnte mich beleidigen. Aber „ich will es Ihrer männlichen Bedacht„samkeit zu gute halten. Nur heraus da„mit!

St. Ihr Gemahl ist Ihnen untreu!

F. Untreu? — erschrecklich! Vetter! wie „können Sie das beweisen?

St. Ich irre mich gewiß nicht. Was „das Auge sieht, glaubt das Herz.

F. Was haben Sie gesehen?

St. Daß er mit einem gewissen Frauenzim„mer zärtlicher umgehet, als mit seiner „Gemahlin — ja daß er sogar heimliche „Rendevous mit ihr hält.

F. Und wer ist das Frauenzimmer?

St. Ihre Kammerjungfer.

F. Ha! ha! ha! ha! — das ist lustig. „Ueber die Entdeckung! —

St. Gnädige Frau! ich erstaune! Sie „können lachen? —

F. Wer sollte nicht über Ihren Ernst la„chen? wissen Sie denn die Ursache nicht, „warum mein Mann so viel auf dieses „Mädchen hält? —

St. Eben diese Ursache kann den Grund „zu einer Liebe gelegt haben, die itzt zum „Ausbruch kommt. Sehen Sie denn nicht, „daß Sophie ein äußerst freyes, kokettes „Mädchen ist?

F. Ey! das mag sie wohl seyn. Aber ich „habe doch nie etwas an meinem Mann „gemerkt.

St. Das ist ganz natürlich. Wer wird „die Frau dazu nehmen, wenn man ihr „die Kammerjungfer substituirt.

F. Ich glaube es doch nicht. Aber — „Sie sagten ja, Sie hätten gesehen —

St. Wohl! gesehen habe ich, daß als „Ihr Mann heute aus seinem Zimmer „kam, um wegzureiten, er Sophien, „die seiner auf dem Saale erwartete, zärt„lich umarmte, und zu ihr sagte: Adjeu, „mein Engel! —

F. Das haben Sie würklich gesehen?

St. Noch mehr, gnädge Frau! noch viel „mehr.

F. Nun? und was denn zum Beyspiel.

St. Was Sie selbst sehen können, wenn „Sie wollen. Ich sage es Ihnen nicht.

F. Ich will es sehen; und das soll mir es „beweisen, ob Sie Recht haben.

St. Halten Sie sich auf den Abend um „zehen Uhr bereit. Ich will Ihnen einen „Auftritt zeigen, der Sie in Erstaunen „setzen soll. Aber Sie müssen mir erlau„ben, Sie in Ihrem Zimmer abzurufen, „und müssen Ihr Mädchen schon um neun „Uhr fortschicken.

F. Das soll geschehen. Sorgen Sie nur „dafür, daß wir nicht entdeckt werden!

St. Sie können sich auf meine Vorsicht „verlassen!

Als der Baron nach Hause kam, welches gegen Abend geschah, legte er sich, gleich nach Tische, um neun Uhr, aus Müdigkeit in seinem Zimmer schlafen. Hier muß man wissen, daß dieser Herr die Gewohnheit hatte, wenn er sich durch starkes Reiten, oder Jagen, auf welche Vergnügungen er viel hielt, ermüdet hatte, nicht mit in dem Zimmer seiner Gemalin, sondern in seinem eigenen, das von jenem etwas entfernt war, zu schlafen! Um neun Uhr schickte die Baronin Sophien fort. Das Mädchen, das von jeher erst nach zehen Uhr ihre Gebieterin zu verlassen gewohnt war,

fragte

fragte sie, warum sie so bald gehen solle? die Baronin antwortete etwas unvorsichtig:
„Du möchtest vielleicht diesen Abend noch
„etwas zu thun haben!

Sophie verfärbte sich, und gieng: Ein Umstand, welcher ihrer Gebieterin nicht entgieng, und ihren Verdacht nicht wenig bestärkte.

Um zehen Uhr kam der Hauptmann im Oberrocke, und in Pantoffeln. Die Baronin erwartete ihn schon an ihrer Thür, und folgte ihm mit Zittern, in eine Florkappe, und eine lange Saloppe eingehüllt. Er führte sie durch eine Hinterthür, die zu ihrem Erstaunen offen war, in den Schloßgarten, und stellte sich mit ihr hinter eine Hecke, wo man ohne bemerkt zu werden, sehr bequem in eine Nische sehen konnte, worinn sich Rasenbänke befanden. Es war im Sommer, und sehr heller Mondschein. Nichts hinderte die Baronin, alles, was vorgieng, genau zu beobachten.

Noch hatten sie keine zehen Minuten auf der Lauer gestanden, als glücklich Sophie auf die Bühne trat. Sie kam ganz langsam und wartend einen Bogengang daher, und setz-

setzte sich sodann in der Nische nieder. Die Baronin fieng schon an zu zittern.

„Ach Vetter! was seh' ich?

sagte sie,

St. Sie sehen noch wenig! aber nur Ge„duld! und Muth! — Sie werden bald mehr „sehen!

B. Sollte es möglich seyn? —

St. Sehen Sie doch, wie ängstlich das „Mädchen umher blickt!

B. Ihr Gewissen —

St. Ey! was! Gewissen! — nach ih„rem Liebhaber blickt sie! — sehen Sie „nicht, wie sie nach ihm seufzet?

B. Ich sehe nichts.

St. Itzt geben Sie wohl Achtung!

Ein Mensch in der Nachtmütze, im Schlafrock, und Pantoffeln kam mit schnellem Schritt den Gang herunter — nach der Nische zu. —

„Ach! Gott! mein Gemahl!

rief die Baronin, die von Schrecken zusammen fuhr, und sich an den Hauptmann anhielt, um nicht nieder zu sinken.

St. Stille doch! sehen Sie ihn genau an! „ob er's würklich ist? mir wenigstens —

B. O!

B. O! freylich ist er's. Sehen Sie nicht
„seinen Schlafrock von Batavia! — ich
„sehe sogar die große Pockennarbe an sei-
„nem Kinn! — der Bösewicht!

St. Ja! er ists! nun seh' ichs genau.
„Aber stille, gnädge Frau!

Sophie gieng dem vermeintlichen Baron entgegen; sie schlossen einander in die Arme, und küßten sich sehr feurig; einige Worte, die sie sprachen, verstand man nicht.

St. Wie zärtlich sie gegen einander thun?

B. Der Verräther! ich vergehe vor Wuth.

St. Mäßigen Sie sich doch, liebe Freun-
„din!

B. Ich bitte Sie, es ist nicht zum Aushal-
„ten. Sehen Sie nicht, wie er sie fast
„erdrückt mit seinen Armen?

St. Leider! er küßt ihr die Lippen wund. —

Jtzt führte der angebliche Baron das Mädchen in die Nische, setzte sich auf die Rasenbank, nahm sie auf seinen Schooß, und plauderte sehr innig, und zärtlich mit ihr; die Laurenden konnten aber davon nichts verstehen. Die Baronin war in einer schrecklichen Lage; halb ohne Besinnung lehnte sie sich an des Hauptmanns Seite, der sie mit seinen

nen Armen umschlossen hielt. Er ermunterte sie, Achtung zu geben. Die beyden Liebenden vertieften sich immer mehr in ihrer Zärtlichkeit.

B. Ach ich kann meine Schande nicht län„ger mehr mit ansehen.

St. Sie müssen aushalten. Hab' ichs „Ihnen nicht zum voraus gesagt? — „Sehen Sie einmal! es wird immer är„ger!

B. Ich werde rasend.

St. Er scheint sie recht zur Wollust zu rei„zen. Es ist ein ausgelernter Buh„ler —

B. Vetter! sie bringen mich zur Verzweif„lung!

St. Welche Küsse! sein Mund kommt nicht „von ihrem Busen —

B. Um alles, was heilig ist, schonen Sie „meiner!

St. Es kommt zum äußersten. —

B. Nein! dahin kann ichs nicht kommen „lassen. —

Die Baronin machte ein ziemlich starkes Geräusch, welches die beyden Liebenden so sehr erschreckte, daß sie in größter Schnelligkeit

auf- und davon sprangen. Kaum konnte sich Florentine mehr auf den Füßen erhalten. Schluchzend, und weinend folgte sie dem Hauptmann, der sie mit allerhand faden Trostgründen zu beruhigen suchte, wieder ins Schloß. Er brachte sie, ohne bemerkt zu werden, in ihr Zimmer, und überließ sie dem Raube einer grausamen Eifersucht, die ihr Herz zerfleischte, und ihr die ganze Nacht über kein Auge zuthun ließ.

Der gute Baron lag inzwischen sehr ruhig in seinem Bette, erquickte sich an einem sanften Schlafe, und ließ sich nichts weniger, als eine so abscheuliche Verrätherey träumen. Er war es also nicht, den seine Gemahlin in den Armen ihres Mädchen gesehen hatte. Es spielte seine Person niemand anders, als — des Hauptmanns Kammerdiener, der zum Unglück in seinem äußerlichen mit dem Baron sehr viel Aehnlichkeit hatte. Da dieser Mensch schon seit einiger Zeit eine Liebschaft mit Sophien, welche, wie wir schon gesagt haben, ein ziemlich verbuhltes Mädchen war, unterhielt; so wurde es dem Hauptmann nicht schwer, diese Komödie spielen zu lassen. Er ließ dem Kammerdiener hierzu einen derglei-

chen

chen Schlafrock machen, als der Baron hatte, bestach diesen Menschen, welcher ihm ohnedem sehr ergeben war, mit einem Stücke Geld, und ließ ihn auf diese Weise den Baron spielen, ohne daß selbst Sophie ein Wort davon wuste.

Ob nun gleich der Hauptmann, der Baronin Stillschweigen, und alle nur mögliche Vorsicht empfohlen hatte; so konnte sie es doch nicht ganz lassen, daß sie nicht den Morgen drauf einige bedenkliche Reden gegen Sophien fallen ließ. Das Mädchen gerieth in Verwirrung, weil sie glaubte, die Baronin wüste etwas von ihrem Umgange mit dem Kammerdiener. Diese aber nahm die Sache abermals als einen Beweiß von den Vergehungen ihres Gemahls an, und so war sie — nach ihrer Meinung völlig entehrt.

Inzwischen kann man sich leicht vorstellen, daß der Hauptmann die Zeit, worinn die Baronin sich mit dem Verdachte der Untreue ihres Gemahls herumschlug, nicht ungenutzt vorbey streichen ließ. Er bestärkte ihre Eifersucht auf jede Weise, und da der Baron sehr oft seinen Jagdvergnügungen nachhieng, so rechnete er ihm dieß, als Vernach-

läßigungen seiner Gattin an, und so rückte er in der Vertraulichkeit mit ihr immer weiter, je interessanter er sich ihr, als Freund zu machen wuste. Endlich, um der Treue Florentinens, gegen den Baron, die sie noch immer feste hielt, den letzten Stoß zu geben, gab er ihr den Rath, Sophien ihrer Dienste zu entlassen, weil er schon zum voraus sehen konnte, daß der Baron nicht darein willigen würde. Florentine unterließ nicht, die Sache ihrem Gemahl vorzutragen. Er sagte Nein. Denn er hatte sich vorgenommen, dieses Mädchen so lange in seinen Diensten zu behalten, bis er sie gut versorgen könnte. Sie bestand auf der Verabschiedung, konnte aber keine hinreichende Ursache dazu angeben, weil Sophie ihre Geschäfte ohne Tadel verrichtete. Der Baron sahe also die Sache für Eigensinn an. Er war von Natur hitzig, und ließ sich nicht gern widersprechen. Florentine gab ihm empfindliche Reden; es entstand ein Zank zwischen ihnen — der erste, während ihres ganzen Ehestandes — der sich endlich damit endigte, daß die Baronin nachgeben, und Sophiin behalten muste.

Das war nun Wasser auf des Hauptmanns Mühle. Nach seiner Erklärung war nun der Baron von diesem Mädchen gar nicht mehr abzubringen, und Florentinen schien seine Untreue nun völlig entschieden. Was stand ihr länger im Wege, und was kam mit ihrem Leichtsinn mehr überein, als sich in die Arme ihres Vertrauten zu werfen, und ihren Mann mit gleicher Münze zu bezahlen? — Es geschah; und — ihr unseliges Geschick ließ es zu, daß der verrätherische Stelten einen völligen Triumph über ihre Tugend errang. Ja! die Baronin, die vorher lieber ihr Leben gelassen, als ihrem Gemahl nur die mindeste Untreue bewiesen hätte, fand nunmehr so viel Geschmack an den Umarmungen ihres schönen Liebhabers, daß sie die Sache — so weit, als möglich trieb. Jedoch wußten sie beyde ihren lasterhaften Umgang so gut vor den Augen des ehrlichen Barons zu verbergen, daß dieser auch nicht das mindeste davon wahrnahm. Da er eine unwiderstehliche Leidenschaft für die Jagd, und für das Reiten hatte, so machten ihm diese seine beyden Steckenpferde so viel zu thun, und zerstreuten ihn so sehr, daß er auf den Haupt-

mann, den er für seinen besten Freund hielt, und welchem er es noch Dank wuste, daß er Florentinen in seiner Abwesenheit die Zeit vertrieb, gar keinen ungleichen Verdacht warf.

Immittelst nahte das Ende der Urlaubszeit des Hauptmanns heran; er muste wieder nach Holland; und doch glaubten weder er, noch die Baronin, ohne einander mehr leben zu können. Hier sank nun Florentine endlich so weit herab, daß sie in den Vorschlag ihres Liebhabers ihren Gemahl zu verlassen, und mit dem Hauptmann nach Holland zu gehen, willigte. Um aber ihre Flucht zu verheimlichen, wurde verabredet, daß die Baronin erst allein zu ihrer Tante, der Frau von Kannen, die sie schon längst um einen Besuch gequälet hatte, reisen, und der Hauptmann sie dort, in einigen Wochen darauf abholen sollte. Denn da eben die Jagdzeit eintrat, so stand es gar nicht zu erwarten, daß der Baron Lust bezeigen würde, mit zu reisen, besonders da der Hauptmann noch bey ihm zurück blieb.

Die Sache gieng vortreflich; der Baron willigte nicht nur in die Reise ein, sondern

hat auch sogar den Hauptmann, Florentinen Gesellschaft zu leisten. Dieser aber war klug genug, den letzten Auftrag von sich abzulehnen, unter dem Vorwande, daß es nicht nur wider den Wohlstand sey, wenn er sich so lange mit einer jungen verheiratheten Dame allein befinde, sondern er auch nun bald wieder nach Holland abgehen müsse.

Die Baronin reißte also bloß in Begleitung eines Bedienten, der eine bestochene Kreatur von dem Hauptmanne war, zu ihrer Tante ab. Sophie hingegen blieb zurück, weil sich die Kinder sehr an sie gewöhnt hatten: diese Ursache gab nemlich Florentine, welcher jene zu ihrem Unternehmen sehr im Wege gewesen seyn würde, zur Zurücklassung des Mädchens an. Ihr Gemahl, und der Hauptmann begleiteten sie einige Meilen weit zu Pferde, und kehrten sodann, und zwar der letztere sehr vergnügt, der erstere aber ziemlich mißmuthig zurück: denn er empfand in seiner Seele etwas, das einer Ahndung, als ob er seine Gemahlin nie wieder sehen würde, nicht unähnlich war.

Von der Frau von Rannen konnte sich Florentine nicht nur eine gute Aufnahme ver-

sprechen, sondern sie durfte sich auch schmeicheln, daß ihr diese Frau zur Flucht beyde Hånde bieten würde, weil dieselbe selbst nicht die besten Grundsåtze besaß, und selbst nicht viel auf eheliche Treue gehalten hatte. So bald also die Baronin sich ihr entdeckte, so fand sie solche fast noch bereitwilliger dazu, als sie geglaubt hatte.

„Nein! warte meine liebe Cousine! sagte diese Frau,

„mir fållt eben etwas ein, wodurch wir „deinem Mann eine rechte tůchtige Nase „drehen, und dich auch zugleich vor aller „Nachforschung in Sicherheit setzen kön„nen.

F. Nun! und was wåre denn das?

T. O! ich muß schon im Voraus lachen „über den drollichten Einfall. — Höre „nur! — du must dich krank stellen, und „— auch zum Schein sterben! Ich werde „an deiner Stelle irgend einen Popanz, in „mein Familen-Begråbniß beysetzen las„sen, und —, deinem Manne den Tod seiner „Gattin in einem herrlichen Trauerbriefe „melden. Du aber kannst indessen des „Nachts in Mannskleidern — reiten wirst

„du

„du wohl können — entwischen, und an „einem bestimmten Orte über der Grenze „deinen Liebhaber erwarten!

Der Baronin gefiel dieser Anschlag ganz ungemein wohl; sie dankte ihrer Tante von ganzem Herzen dafür, und die beyden Damen säumten nun auch nicht lange, das Trauerspiel zu eröfnen, nachdem sie alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht hatten.

Acht Tage nach ihrer Ankunft stellte sich also die Baronin an, als ob sie von einer heftigen Diarrhöe wäre überfallen worden. Sie nahm starke Laxiermittel ein, die ihr in einem Tage das Ansehen einer Todtkranken gaben. Sie ließ einen Arzt kommen, der anfänglich nicht wuste, was er aus ihrer Krankheit machen sollte, und ihr Mittel gegen die Ruhr gab, wofür er endlich entscheiden zu können glaubte. Einige Tage blieb sie im Bette; niemand als die Frau von Kannen, und ein altes kuplerisches Weib, welche jene ehedem auch manchmal in dergleichen Angelegenheiten gebraucht hatte, durfte zu ihr; endlich verbreitete sich eines Morgens das Gerücht im Hause, die Baronin von Osterfield sey in der verwichenen Nacht gestorben. —

In der That aber hatte sie sich in Manns-kleidern nebst ihrem treuen Bedienten, zu Pferde gesezt, und hatte durch die kaiserlichen Lande ihre Flucht nach Holland angetreten. Von dem Bedienten sprengte man aus, daß die Frau von Kannen diesen noch in derselben Nacht, als Courier an den Baron geschickt habe, um ihm die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin zu bringen.

Kein Mensch wußte um das Geheimniß, als die Frau von Kannen, und das alte Weib, welche leztere auch zum Schein, bey der Verstorbenen, so lange wachte, bis das Begräbniß vor sich gehen konnte. Hierzu machte nun die Kannen alle nur mögliche Anstalten. Es wurde der dritte Tag, nach dem vermeintlichen Tode der Baronin dazu festgesetzet! und an diesem Tage sollte der erblaßte Körper früh in der Stille in das Familien-Begräbniß beygesetzet werden. Der Geistliche des Orts wurde dazu bestellet, und die Begräbnißstelle gehörig zurechte gemacht.

Als der bestimmte Tag erschien, wurden schon früh um drey Uhr, eine Menge Zuschauer in das Schloß gelassen. Jedermann

mann sahe die Baronin eine Stunde lang, in einem prächtigen Leichenhabite, auf dem großen Saale des Schlosses, im Sarge liegen. Das Gesicht war zwar mit einem weissen Flor bedeckt: aber man konnte doch die ganze Form desselben, und die gelbe Todtenfarbe, durch den Flor hindurch schimmern sehen. Sechs Marschälle, die alle selbst von dem Betrug nichts wußten, standen um den Sarg herum, und eine große Menge Lichter brannten in dem mit schwarzen Tuch ausgelegten Saale. Als es vier Uhr schlug, deckten die Träger den Sarg zu, und ein Tischler vernagelte ihn. Hierauf trug man ihn ganz stille, in das Familien-Begräbniß. Niemand folgte der vermeintlichen Leiche, als der Geistliche, die Frau von Kannen, und das oftbesagte alte Weib in tiefen Trauerkleidern. Der Sarg wurde glücklich beygesezt, das Begräbniß wieder zugeschlossen, und die ganze Farce dadurch beendiget. Statt der Baronin aber hatte man ein großes Wachsbild begraben, welches ein, im Dorfe wohnender Bildhauer, der Verschwiegenheit angelobte, gegen eine ziemlich wichtige Summe Geldes, gefertiget, und in eben der

Nacht,

Nacht, als die Baronin entwich, heimlich in das Schloß praktizirt hatte.

Nun empfing auch der Baron die Nachricht von dem vorgeblichen Tode seiner Gemahlin, schriftlich von der Frau von Rannen. Der Hauptmann aber wurde in einem besondern Briefe, von der wahren Beschaffenheit der Sache, und wo er die Baronin in Holland abholen sollte, unterrichtet. Lezterer lachte nicht wenig über diese Posse; ersterer aber gerieth über den Verlust seiner Gattin in die tiefste Betrübniß. Er hatte sie wirklich aufrichtig, und zärtlich geliebt; er wußte nichts von ihrer Untreue; wie hätte ihm ihr frühzeitiger Tod nicht nahe gehen sollen? — er legte eine tiefe Trauer an; im ganzen Hause begann eine große Wehmuth, und alle Bedienten bejammerten den Verlust ihrer schönen und guten Gebieterin. Selbst Sophie, welcher doch die Baronin aus Eifersucht immer nicht zum Besten begegnet war, grämte sich darüber. Alle Menschen waren ernstlich davon gerührt; nur der Hauptmann stellte sich blos betrübt an. Hier trieb er nun seine Verstellung aufs äußerste: er

stimmte

stimmte laut mit in die Klagen des Barons ein, und — vergoß sogar Thränen mit ihm.

Endlich war denn die Zeit erschienen, wo er sich länger nicht mehr bey dem Baron verweilen konnte, besonders da es ihn wieder stark nach der Baronin gelüstete. Er rüstete sich also zur Abreise.

„Wissen Sie was, lieber Vetter!

sagte itzt der Baron zu ihm,

„wenn Sie auch über Sachsen etwas um„reisen, so kommen Sie doch noch Zeit „genug. Reisen Sie erst mit mir dahin! wir „wollen das Grab meiner guten Gemah„lin besuchen. Ich muß wenigstens an „ihrer Ruhestätte meinen Schmerz über „ihren Verlust noch ausweinen — sonst „werde ich mich nicht zufrieden geben kön„nen.

Der Hauptmann nahm diesen Vorschlag um so lieber an, jemehr er bey dieser Gelegenheit von der Frau von Kannen, genaue Nachricht von Florentinens Aufenthalte einziehen konnte.

Die Reise gieng also vor sich. Sophien empfahl der Baron die Wartung seiner Kinder, und einem alten treuen Haushofmeister,

sein Haus, und seine Wirthschaft. Die Frau von Kannen stuzte freylich nicht wenig über die unerwartete Ankunft des Barons. Aber sie wußte sich bald zu fassen, und unterhielt ihren Gast sehr bequem in dem Irrthum, daß seine Gemahlin bey ihr gestorben sey. Er erkundigte sich genau nach ihrer Krankheit, bey dem Arzte, den er holen ließ, und fühlte der Wartefrau auf den Zahn, ob die Baronin etwa mit was sey verwahrloset worden? Der erstere aber wußte selbst nichts, und entschuldigte seine Kurart so gut er konnte; die leztere hingegen war eine viel zu abgefeimte Betrügerin, als daß sie sich nur im mindesten hätte verschnappen sollen. Sie wußte vielmehr dem Baron noch allerhand Anecdoten von dem lezten Tage seiner Gemahlin, und so gar ihre lezten Worte, die einen Wunsch für das Wohl ihres Gemahls und ihrer Kinder, in sich begriffen, zu erzählen. Kurz, der gute Baron wurde auch hier hintergangen.

Es war wirklich rührend, als er sich das Begräbniß aufschließen ließ, und in des Hauptmanns, und der Frau von Kannen Beyseyn, mit gebeugtem Herzen, und mit

Thränen in Augen, vor den Sarg, worinn er die Asche seiner Gemahlinn zu verehren glaubte, auf die Knie fiel, und ihr, auch im Tode noch, die Versicherungen seiner Liebe und Treue gab. Nur so kalte, in Bosheit verhärtete Seelen, als der Hauptmann und die Kannen besaßen, konnten solch' eine Scene ohne Erschüttern mit ansehen. Es war ein abscheuliches Beyspiel von dem Verderben des menschlichen Herzens, so bald Leidenschaft und Verführung es hingerissen haben.

Nachdem endlich der arme Baron seiner im Tode geglaubten Gattin die lezte Ehre völlig angethan zu haben, dachte, machte er sich, in einer überaus traurigen Gemüthsverfassung wieder auf die Rückreise, und nahm von dem Hauptmann den zärtlichsten und rührendsten Abschied. Zu seinem Vergnügen aber traf er seine Kinder vollkommen wohl, und gesund wieder an. Diesen beschloß er nun auch, sein künftiges Leben ganz zu widmen, und das Andenken an seine verlohrne Gemahlin durch eine anderweitige Heirath nicht zu entweihen. Sophie ließ sich gern bewegen, bey ihm zu bleiben, und

dieses gute Mädchen vertrat wirklich wahre Mutterstelle an den Kindern einer Dame, welche sie so unschuldiger Weise verfolgt hatte. Nach und nach gewöhnte sich auch der Baron an den Gedanken ein Wittwer zu seyn, und machte sich sein Leben, durch die Jagd, das Reiten, und die Pferdezucht so erträglich, als er konnte, ob ihn gleich immer eine Art von Traurigkeit verfolgte, die ihn oft mitten in seinen Vergnügungen überraschte.

Der Hauptmann war von der Baronin nach Amsterdam beordert worden. Dort hatte sie ihre Tour glücklich geendiget, und ihr boshafter Liebhaber fand sie gesund, und wohlbehalten wieder. Er nahm sie mit in seinen Quartierstand, und gab sie für seine Frau aus, die er in seinem Vaterlande geheirathet habe. Die Sache machte weiter kein Aufsehen; er ließ seine vorgebliche Ehe, die er leicht zu bescheinigen wußte, bestätigen, und so fragte weiter niemand darnach.

So lebten sie ganzer zwey Jahr mit einander, ohne jedoch Kinder zu bekommen. Stelten hatte sogar die Dreistigkeit, seinem Vetter, dem Baron, schriftlich zu melden, daß er sich mit einer schönen Holländerin verheira-

heirathet habe, und der Baron wurde von seiner eigenen Frau, und ihrem Verführer nicht wenig verspottet, als bald darauf ein sehr aufrichtiges Glückwünschungsschreiben zu der vorgeblichen Heirath von ihm ankam.

Nach zwey Jahren aber bekam Florentine die Blattern, und das zwar auf eine so heftige Art, daß ihre ganze Schönheit darüber verlohren gieng. Da war auch kein Zug von ihren vorigen so einnehmenden Lineamenten mehr übrig geblieben. Die sonst so feine Haut ihres Antlitzes war zerrissen, und von ganzen Striemen zerfezt. Ihre sonst so sanfte weiße und rothe Farbe war dahin; und an ihre Stelle war eine ekelhafte gelblichte Kouleur getreten. So gar an den Augen hatte sie Schaden gelitten: denn sie giengen ihr nach der Zeit, unaufhörlich über, und verlohren dadurch allen Reiz, und alles Leben. Niemand kannte sie mehr; und von dem Gram über diese, ihr wiederfahrne Verunstaltung wurde sie vollends erstaunend hager, welches ihr denn ein immer häßlicheres Ansehen gab.

Es konnte nicht fehlen, die Wirkung dieser ihrer Häßlichkeit mußte sie gar bald auch an ihrem Liebhaber gewahr werden. Er be-

gann täglich lauer und nachläßiger gegen sie zu werden; nichts war mehr im Stande, ihn länger an sie zu fesseln. Mit Entsetzen sahe sie die ganze schreckliche Lage, worinn sie sich befand, und worein sie künftig noch gerathen mußte. Itzt wurde endlich ihr Gewissen rege, und es fing an, sie entsetzlich zu quälen. Tag und Nacht seufzete sie unter Jammern und Thränen, und — zu ihrer Verzweiflung sahe sie nirgends Trost, und nirgends Rettung von ihrem Elende.

Endlich erreichte ihr Unglück den äusserſten Grad der Höhe. Der Hauptman verließ sie ganz heimlich, indem er ohne ihr Wissen auf Urlaub in sein Vaterland gieng, und an ihrer Stelle, unter dem Namen seiner Frau, ihre Kammerjungfer, eine junge Französin, mit welcher er schon lange vertraut gelebt hatte, mit sich nahm. Die Baronin aber ließ er in der armseligsten Lage, und mit sehr wenigem Gelde zurück.

Anfänglich überstieg ihr Schmerz, und ihre Verzweiflung alle ihre Kräfte. Sie kämpfte einige Wochen mit einer Krankheit, die ihr vollends alles ihr weniges Vermögen kostete. Doch ließ sie, ihre gute Natur, und

die Vorsehung, die sie noch zu einem guten Werke bestimmt hatte, nicht ganz fallen. Sie erholte sich wieder, und sann nunmehr darauf, wie sie sich Unterhalt verschaffen wollte.

Als sie mit sich darüber zu Rathe gieng, fiel es ihr ein, zu ihrer Tante, der Frau von Kannen zurück zu kehren: denn diese, glaubte sie, würde ihr leicht eine Versorgung schaffen können, da nicht nur jedermann sie als Baronin für todt hielt, sondern sie auch gewiß in ihrer Verwandlung niemand mehr kennen würde. — Doch endlich gerieth sie gar auf den Einfall, unter dieser veränderten Gestalt, und einem angenommenen Namen, ihren Mann zu besuchen, und ihre Kinder erst noch einmal zu sehen: denn die mütterliche Liebe zu diesen Kleinen wachte itzt nun völlig wieder in ihrem Herzen auf, und trieb sie mit unwiderstehlicher Gewalt, diesen Anschlag auszuführen.

Sie machte also ihre noch besitzenden wenigen Habseligkeiten zu Gelde, gab sich für die Wittwe eines in Armuth verstorbenen rußischen Offiziers aus dem Cle-

vischen aus, nahm den Namen Reinold an, und begann hierauf ihre Reise. Ein falscher Paß, den ihr für baares Geld ein Mensch machte, welcher in dergleichen Schelmereyen geschickt war, half ihr allenthalben durch, ohne daß sie irgend wo wäre angehalten worden. Da sie aber nur sehr wenig Geld hatte, so mußte sie fast den größten Theil der Reise nicht nur zu Fuß machen, sondern sie sahe sich auch genöthiget, bey Herrschaften, und andern Großen auf ihrer Tour um Almosen einzusprechen. Und in dieser elenden Gestalt erreichte sie endlich das Landgut ihres Gemahls. Mit Zittern und Zagen trat sie in den Schloßhof. Es war in der Vormittagszeit. Das erste, was ihr in die Augen fiel, war der Baron selbst, welcher sich eben damit beschäftigte, ein junges Pferd, auf dem Roßplatze zu tummeln und zu dreßiren. Eine unbeschreibliche Wehmuth überfiel sie bey diesem Anblicke, und ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen. Dieß gab ihr ein rührendes Ansehen, und machte den Baron sogleich aufmerksam auf sie, als sie sich ihm näherte.

Er

Er gab das Pferd einem seiner Leute, und trat auf die ankommende Fremde zu. Schon ihre Gestalt machte sein ganzes Mitleiden rege: denn sie war abgezehrt und blaß, wie eine Leiche, und ihr Anzug war, obgleich reinlich, doch äußerst armselig. Nichts desto weniger aber glaubte er in ihrem Gange, und in der Haltung ihres Körpers etwas edles hervor blicken zu sehen. Selbst ihre Gesichtszüge, so verunstaltet sie auch waren, zeigten doch noch einige Reliquien von jenen Reizen die einst so mächtig über des Barons Herz geherrschet hatten.

„Zu wem will sie, gute Frau?

fragte er sie, mit der äußersten Aufmerksamkeit. Die Baronin konnte vor Thränen nicht antworten; sie schluchzete, und bot alle ihre Kräfte auf, nur diesen ersten Sturz auszuhalten. Der Baron wurde gerührt, und fragte noch einmal:

„Sie will vermuthlich zu mir, liebe „Frau?

„Ja! gnädiger Herr!

antwortete sie endlich,

„das Schicksal hat mich leider in die Um„stände gesezt, mitleidige Herzen um mei„nen Unterhalt anzusprechen. Wer ich „bin, sehen Sie aus diesem Passe. Ich „will nach Dreßden reisen, wo ich von „der Unterstützung einiger Anverwandten, „Rettung aus meinem itzigen Elende er„warte. Haben Sie nur die Gnade, „meine Zudringlichkeit zu entschuldigen! „Der äußerste Mangel treibt mich zu die„sem Schritt. —

Ein neuer Thränenstrom begleitete diese Worte. — Der Baron las ihren Paß durch, gab ihr solchen wieder zurück, und sagte:

„Sie scheinen Ihres Unglücks nicht ge„wohnt zu seyn, Madam! Kommen Sie „mit herein, und essen Sie heute Mit„tag mit mir! Sie sollen mir die Geschich„te ihrer Trübsale erzählen; — vielleicht „kann ich etwas relles zur Verbesserung „Ihres Schicksals beytragen!

Dieß hatte die Baronin gewünscht; und sie folgte ihrem Gemahl in dasjenige Zimmer, in welchem sie oft an seiner Seite, in den Tagen ihrer Unschuld, gesessen, und den Kelch der reinsten Liebe mit ihm getrunken hatte.

Unaus-

Unaussprechlich rührte sie diese Erinnerung, und ihre Kräfte wurden immer schwächer.

„Sie scheinen sehr matt zu seyn, Madam! sagte der Baron,

„Setzen Sie sich! Erholen Sie sich! ein „Glas Wein wird Sie stärken.

Ein Bedienter hatte schon eine Bouteille guten Burgunder gebracht. Der Baron schenkte ihr ein; und da sie ein Glas ausgetrunken hatte, wurde ihr wieder ziemlich wohl. Auch bekam sie neuen Muth und neue Stärke, als sie augenscheinlich gewahr wurde, daß der Baron an nichts weniger dachte, als seine Gemahlin in ihr vor sich zu sehen.

Alsdenn erinnerte er sie an ihre Geschichte. Hier sahe sie sich nun freylich genöthiget, dem guten Mann, eine falsche Erzählung zu machen, die sie sich auf diesen Fall schon erdichtet hatte. Sie that es aber doch mit so vieler Wahrscheinlichkeit, und drückte sich so edel aus, daß der Baron ihr nicht nur völlig glaubte, sondern auch ihren Anstand, und ihre feine Beredsamkeit bewunderte;

„Ich danke Ihnen, Madam! sagte er,

„es ist Schade um Ihre Talente, daß sie

 so

„so tief vergraben werden sollen. Aber
„ich werde mir Mühe geben, Ihnen eine
„Versorgung zu schaffen, und Sie sollen es
„vielleicht nicht bereuen, daß Sie mich
„um Unterstützung angesprochen haben.
Die Tischzeit war indessen herangekommen. Ein Bedienter meldete, daß angerichtet sey. Der Baron bat die Fremde, ihm ins Speisezimmer zu folgen. Es war für fünf Personen gedeckt. Die Suppe stand auf dem Tische; aber itzt — begann eine neue Versuchung der Standhaftigkeit der Baronin, — vielleicht die stärkste, die sie zu überwinden hatte; — ihre drey Kinder, ein Fräulein von sechs Jahren, wie eine junge Grazie schön, und zwey Knaben, hold, wie die Liebes-Götter — traten herein. Sie machten der Fremden eine ehrerbietige Verbeugung, küßten dem Vater die Hände, und traten still und sittsam neben ihn hin. Der Baron betete; aber die arme Dame schwebte in der unbeschreiblichsten Gemüths-Unruhe. Alle ihre Kräfte muste sie aufbieten, daß sie sich enthielt, die Kinder an Busen zu drücken, und ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit gegen sie ausbrechen zu lassen. Doch konnte sie es nicht hindern, daß ihr von

neuen Thränen entquollen, und die Bebung ihres Herzens an einer Art von Zittern, das sie überfiel, zu sehen war.

Der Baron merkte ihre Unruhe wohl, und sahe ihre Thränen fließen. Als sie sich daher gesetzt hatten, und die Baronin neben dem Fräulein saß, sagte er:

„Sie haben gewiß auch Kinder, Madam!
„oder welche verlohren: denn ich sehe, daß
„Ihnen der Anblick der meinigen Thränen
„entlockt! —

„Ich hab' ihrer dreye verlohren, gnäd-
„ger Herr! —

antwortete sie, und aß ihre Suppe unter beständigen Thränen, die ihre blassen Wangen herab rollten.

„Beruhigen Sie sich, Madam!

versetzte der Baron,

„Sie sind nicht allein unglücklich! auch
„ich bin's: denn mir ist vor zwey Jahren
„meine Gattin, und diesen lieben Kindern
„eine rechtschaffene Mutter gestorben.
„Mein Verlust ist unersetzlich; und noch
„kann ich mich nicht der Thränen enthal-
„ten, wenn ich mich meines lieben Wei-

„des erinnere. Sie war schön, und —
„ich glaubte, sie liebte mich —

Die Baronin hätte für Jammer in Ohnmacht sinken mögen, aber sie ermannte sich doch, und der Baron fuhr fort:

„Hier! die kleine Henriette wird einmal
„ihr Ebenbild werden. Sie ist mir auf
„einer Reise gestorben, über welche ich
„mich noch immer nicht trösten kann:
„Denn ich glaube, man hat sie verwahr-
„loset, — vermuthlich ist sie in unrechte
„Hände gefallen —

„Das thut manchmal viel, gnädger
„Herr!

sagte hier die Baronin,

„wie die Karaktere der Menschen, und ih-
„re Sitten, besonders junger Frauenzim-
„mer, durch niederträchtige Verführer
„ganz verdorben werden können; so ist es
„auch mit der Gesundheit des Menschen.

„Sehr wohl gesprochen!

antwortete der Baron,

„ich kann mir das Ding nicht aus dem
„Sinn schlagen. — Sie können sich vor-
„stellen, Madam! daß diesen guten Klei-
„nen am meisten bey dem Verlust ihrer
„Mut-

„Mutter abgieng. Ich hatte zwar noch
„eine sehr treue Person, welche Mädchen
„bey meiner seligen Frau war; und ich
„muß es ihr zum Ruhm nachsagen, sie
„hat bisher wahre Mutterstelle an meinen
„Kindern vertreten, ungeachtet meine Frau
„das Mädchen — aus Vorurtheil —
„oder wohl gar aus Laune haßte. Aber
„nun hat das Mädchen vor vierzehn Ta-
„gen geheirathet — ich konnte sie von
„ihrem Glück nicht abhalten, und seitdem
„stehen diese guten Kinder bloß unter der
„Aufsicht einer Domestiquin, weil ich
„noch keine Person habe finden können,
„die sich als Gouvernante recht für mich,
„und meine Haushaltung schickte. —
Auf diese Weise erfuhr die Baronin alles, wie es itzt in dem Hause ihres Gemahls stand. Sie unterhielt sich hierauf mit den Kindern, und fand sie überaus wohlerzogen, und artig. Die Zärtlichkeit, welche sie diesen Kleinen erwieß, wurde bald so lebhaft, daß es dem Baron fast auffiel; aber doch hatte er eine ungemeine Freude darüber. Er ließ nach Tische die Fremde eine Stunde allein bey den Kindern, weil er gewohnt war, allemal gleich

nach

nach dem Essen auszureiten. Doch ließ er sie durch einen alten treuen Bedienten genau beobachten. Hier ließ nun die Baronin ihrer mütterlichen Zärtlichkeit völlig freyen Lauf; sie nahm die beyden Knaben auf den Schooß, und drückte sie an ihre Brust: das Fräulein aber, da es sahe, daß es die Fremde so gut mit ihnen meinte, hieng sich selbst an ihren Hals, und bat sie, sie möchte sie lieben, wie ihre selige Mama, und Jungfer Sophie sie geliebt habe. — Die reuevolle zärtliche Mutter war außer sich vor Wonne; sie konnte gar nicht aufhören, die Kinder zu küssen, und zu liebkosen. Der alte Bediente, der alles durch ein geheimes Fenster mit ansah, wurde davon gerührt, und faßte eine große Hochachtung für die Fremde. Er hinterbrachte es sogleich dem Baron, als dieser wieder nach Hause kam, und der zärtliche Vater traf seine Kinder noch in den Armen jener Unglücklichen an.

Nunmehr wollte sich ihm die Baronin wieder empfehlen, um ihre vorgebliche Reise weiter fortzusetzen.

„Ach! wollen Sie denn schon wieder fort, „Madam?

rief

rief das Fräulein mit einer Art von Wehmuth, die der Mutter durch die Seele gieng.

„Nein! Madam!

sagte der Baron,

„Sie bleiben heute bey mir! ich sehe, daß
„Sie Gefallen an meinen Kindern finden.
„Vielleicht machen Ihnen diese Kleinen
„einiges Vergnügen. Wollen Sie sichs
„morgen früh nicht länger gefallen lassen,
„so werde ich mir wenigstens ihre Addresse
„in Dresden ausbitten, um Ihnen schrei-
„ben zu können, wenn ich etwas für Sie
„ausfindig gemacht habe.

Die Baronin blieb also da. Sie fuhr fort, sich mit ihren Kindern auf das zärtlichste zu unterhalten, und setzte sich dadurch so sehr in Gunst bey dem Baron, daß er würklich anfieng, sie hoch zu schätzen, so wenig sie auch darauf Anspruch zu machen schien.

Als sie ins Schlafzimmer geführt wurde, fand sie darinn allerhand Sachen von Werth ausgesetzt. Ein Paar goldne Uhren, unterschiedene kostbare Ringe, eine goldene Dose, und andere dergleichen Dinge waren unter schlechtere Zierrathen hingestellt, als ob sie von ungefehr so da wären. So gar etliche

Beu-

Beutel mit Geld lagen auf einer Kommode. Die Baronin wunderte dieß gar nicht: denn der Baron hatte es in der Art, seine Leute auf diese Weise zu probiren. Auch wuste sie schon, daß er demnach genau auf sie Achtung geben ließ; wie er denn auch würklich dieselbe Nacht selbst wenig schlief, sondern nur auf seine Fremde Acht hatte. Die Baronin betrachtete diese Sachen, und verrückte sie alle, um ihren Gemahl zu überzeugen, daß sie solche in Händen gehabt habe. Im übrigen schlief sie ganz ruhig.

Früh morgens brachte man ihr den Kaffee aufs Zimmer. Bald darauf ließ sie der Baron auf das seinige rufen. Er gab ihr zwey Louis'dor, schrieb sich ihre Addresse auf, und nahm es für bekannt an, daß sie abreisen wollte. Er hatte aber schon dafür gesorgt, daß sie unangehalten nicht aus seinem Dorfe kommen konnte. So bald sie fort war, durchsuchte er das Zimmer, und fand alle seine Kostbarkeiten unversehrt, nicht wenig sich freuend, daß seine Fremde eine ehrliche Person zu seyn schien.

Mit schwerem Herzen hingegen, und mit Thränenvollen Augen verließ die Baronin

das Schloß, weil sie noch nicht ahndete, was ihr Gemahl eigentlich mit ihr vorhatte. Sie nahm sich vor, doch noch zu ihrer Tante zu reisen, und vielleicht von dort aus eine Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl zu suchen. Kaum aber hatte sie das Ende des Dorfs erreichet, so traten zwey von des Barons Bedienten auf sie zu, und deuteten ihr an, wieder mit zurück aufs Schloß zu kommen. Anfänglich erschrack sie heftig darüber: denn sie vermuthete, ihr Gemahl habe sie erkannt, und würde sie nun für ihre Untreue bestrafen. Inzwischen half nun hier weiter kein Zaudern. Sie faßte sich also ein Herz, und gieng mit den Bedienten zurück, in großer Erwartung, was für ein Schicksal sie treffen würde.

Desto mehr aber wurde sie überrascht, als sie der Baron bey ihrer Ankunft auf dem Schloße, mit diesen Worten anredete:

„Madam! entschuldigen Sie mein Betragen „gegen Sie mit der Zärtlichkeit für meine „Kinder! sie waren untröstlich, da sie hör„ten, daß Sie fort wären! ich entschloß „mich also, Sie zurück holen zu lassen „— Wollen Sie einstweilen als Gouver-

„nante meiner Kinder bey mir bleiben,
„so sollen Sie es gewiß niemals bereuen.
„Ich finde, daß Sie alle die dazu nöthi-
„gen Eigenschaften besitzen, und ich hof-
„fe, wir werden uns zusammen vertra-
„gen.

Willkommner, als dieser Antrag, konnte der Baronin freylich nichts kommen. Sie griff also mit beyden Händen zu, und in einigen Minuten war sie mit dem Baron über den Gehalt, und alles übrige einig.

„Lesen Sie sich in der Garderobe meiner
„seligen Frau,

sagte der Baron,

„einige anständige Kleidungsstücke aus!
„Sie werden Ihnen gerade passen: denn
„ich denke, Sie, und meine verstorbene
„Frau, hatten einerley Statur, nur daß
„diese etwas stärker war.

Die Baronin nahm sich die allereinfachsten und geringsten von ihren Sachen, welches ihrem Gemahl sehr wohl gefiel, und trat nunmehr auch ihr neues Amt an.

Alles gieng vortreflich; sie erwarb sich eine unbegränzte Liebe bey ihren Kindern, hielt alles in der pünktlichsten Ordnung, und er-

warb

warb sich dadurch die Gunst ihres Gemahls alle Tage mehr. Niemand, auch keiner von ihren Nachbarn und Unterthanen kannte sie; nur der Baron selbst machte einsmals die Bemerkung, daß ihr Anstand, und ihre Sprache ungemein viel Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Frau habe; und würklich mochte gerade dieser Umstand viel mit dazu beytragen, daß er sie gleich vom Anfange an so wohl leiden konnte. Inzwischen stellte er sie auf verschiedene Proben, erwarb sich aber allemal das Vergnügen damit, daß er sie immer auf der Seite einer ehrlichen und rechtschaffenen Frau fand. Hierdurch gewann sie denn sein Vertrauen alle Tage mehr, so, daß er ihr endlich seine ganze Haushaltung anvertraute, und sie seine ganze Wirthschaft führte.

In dieser Lage lebte sie nun ein ganzes Jahr hin. Sie genoß alle Rechte einer Hausfrau, und alle Süßigkeiten einer Mutter; ja sie war würklich beydes, ohne daß es jemand anders, als sie selbst wuste. Diese Beschäftigungen, wo sie alle ihre Pflichten ausübte, beruhigten ihr Herz völlig; sie nahm zu an Gesundheit und Stärke, und sie wurde ihres

zerfetzten Gesichts ungeachtet, wieder eine sehr angenehme, und reizende Person.

Aber itzt ereigneten sich Zufälle, welche die Veranlassung gaben, daß sie sich die Gunst des Barons in dem alleräußersten Grad erwarb. Die Kinder bekamen alle dreye zugleich die Blattern, und zwar auf eine sehr heftige und gefährliche Weise. Zu gleicher Zeit überfiel auch den Baron ein hitziges Fieber, welches ihn dem Tode nahe brachte. Bey dieser Gelegenheit setzte nun die Baronin mit ihrer Sorgfalt um die Wartung der Kranken, und mit ihrer Zärtlichkeit für den Baron, und seine Kinder ihren Verdiensten um diese Familie, die Krone auf. Tag und Nacht kam sie nicht von dem Krankenlager weg; alles gieng durch ihre Hände, und in allem war sie unermüdet. Und würklich ihrer fleißigen, und treuen Abwartung hatte der Baron das Leben seiner Kinder gröstentheils zu danken.

Allein, da die Kinder anfiengen, sich zu bessern, kämpfte er selbst noch mit dem Tode. Er mochte nicht gerne sterben, weil ihm die Erziehung seiner Kinder noch sehr am Herzen lag. Als er daher sahe, wie zärtlich seine treue Haushälterin um seine Wiederherstellung be-

besorgt war, wie sie ihm alle Arzeneyen selbst reichte, und alle Nächte wachend an seinem Bette zubrachte, so that er das Gelübd, im Fall er von diesem Krankenlager wieder aufstehen würde, die vermeintliche Madam Reinold aus Dankbarkeit zu heirathen. Denn, ob er sich schon vorgenommen gehabt hatte, zu keiner zweyten Ehe zu verschreiten, so glaubte er doch, um der Verdienste dieser Frau willen, selbst das Glück seiner Kinder zu befördern, wenn er ihnen eine so rechtschaffene, und treue Stiefmutter gäbe.

Glücklich erlangte er seine Gesundheit wieder, und auch die Kinder waren so vortreflich wieder hergestellt, daß man wenig Spuren von der grausamen Krankheit an ihnen sah, die das Gesicht ihrer Mutter so sehr gebrandmarkt hatte. Itzt nun sagte der Baron, als er eben mit der Madam Reinold allein war, zu ihr:

„Ich habe, nächst Gott, Ihnen, Madam! „die Erhaltung meines Lebens, und das „Leben meiner Kinder zu danken. Ueber„haupt sind Ihre Verdienste um mich, und „mein Haus der unumschränktesten Beloh-

„nung werth. Ich zittere, wenn ich dar-„an denke, daß Sie mir über lang oder „kurz wieder entrissen werden können: denn „ich fühle, daß ich ohne Beyhülfe einer „so treuen Person, wie Sie sind, allein „weder der Erziehung meiner Kinder, noch „meiner Haushaltung überhaupt gewach-„sen bin. Wissen Sie was? — Sie „können mich ganz aus dieser Verlegenheit „ziehen, wenn Sie mir Ihre Hand geben „wollen: denn ich biete Ihnen hiermit die „meinige an, mit der Versicherung, daß „ich Sie hochschätze und liebe.

Die Baronin war außer sich über diese Erklärung. Einen solchen Antrag hatte sie doch niemals vermuthet. Freude entzückte, und Wehmuth verwundete ihre Seele. —

„Ach! Herr Baron!

rief sie aus, indem sie seine Hand faßte und sie an ihren Mund führte,

„Das Geständniß muß endlich heraus: ich „bin schon Ihre Gemahlin, und — und „war es immer —

„Meine Frau?

schrie der Baron im äußersten Erstaunen,

„Gro-

„Großer Gott! — reden Sie! ists mög-
„lich? —

Die Baronin sank zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, und sprach mit großer Bewegung:

„Ich bin es! — Können Sie Ihrer un-
„treuen, undankbaren Florentine verzei-
„hen? — mein Urtheil ist in Ihrer Macht
„— Ach mein Gemahl! —

„Florentine! — gutes Weib?

rief der Baron seiner, zu seinen Füßen liegenden Gattin zu, die vor Schaam, und Reue die Augen niederschlug, und den Strom ihrer Thränen vergebens zu hemmen suchte,

„steh' auf! — mache mich ganz glücklich!
„— enthülle mir das abscheuliche Geheim-
„niß deines vorgeblichen Todes, und dei-
„nes Elendes! — denn ich kenne dich
„nun! du bist mein Weib! komm an mein
„Herz — ich will dir alles verzeihen —

Er hob sie von seinen Füßen auf, und drückte sie mit vieler Wärme an seinen Busen.

„Ach! ich bin eine große Sünderin, mein
„Gemahl!

sagte sie,

„nur Quaalen der Ewigkeit können das
„Verbrechen abbüßen, das ich an Ihnen,
„und meinen Kindern begangen habe. —
„— Ich war Ihnen untreu. —

„Untreu?

rief der Baron, äußerst gerührt,

„grausames Weib! — hättest du mir
„lieber mein ganzes Vermögen genommen!
„— welche schreckliche Verblendung! —
„rede! erzähle mir alles! — woher die
„Veränderung deiner Gestalt? — Gott!
„— so viel Laster, und so viel Tugenden
„in einer Person vereint! —

„Wenn die innigste Reue Sie versöhnen
„kann, mein Gemahl!

antwortete die Baronin,

„so sollen Sie alles wissen! wo aber nicht,
„so ersparen Sie mir lieber das Geständ-
„niß meiner Schande, und stoßen mich vor
„ihren Augen nieder: denn dann verdiene
„ich nicht mehr, die Gattin eines so recht-
„schaffenen Mannes zu seyn.

„Rede! ich verzeihe dir alles!

sagte der Baron,

„sag' mir, wer ist der Niederträchtige, der
„deine schöne Tugend zernichtete, der Treu-

„lose

„lose, der dich mir aus den Armen riß?
„— ich werde ihn meiner Rache aufopfern,
„und von meiner Hand soll er sterben. —
Hierauf erzählte ihm die Baronin die ganze Geschichte ihrer Verführung, und ihres vorgeblichen Todes, wobey sie denn freylich nicht unterließ, die meiste Schuld auf den boshaften Stelten und seine Kabalen zu schieben.

„Was? mich zum Ehebrecher hat er ge-
„macht? —

rief der Baron wütend aus,

„O! du Schlange, die ich in meinem Bu-
„sen erzog! aber ich werde dir den Kopf
„zertreten: —

Auch der Frau von Kannen wurde nicht die beste Lobrede gehalten. Am Ende aber lief doch alles dahin hinaus, daß der Baron seiner Gemahlin völlig verzieh, und sie wieder zu Gnaden annahm. Der Hauptmann Stelten war außer seiner Gewalt, und er hütete sich wohl, dem Baron jemals wieder in den Wurf zu kommen. Die Frau von Kannen bekam zwar einen heftigen Brief von dem Baron, worinn er ihr mit seiner ganzen Rache drohte. Aber sie lachte dazu: denn im Grunde konnte er auch ihr nichts anhaben.

Beyde Eheleute lebten hierauf noch lange Jahre, in ungestörter Eintracht mit einander: denn Florentine gab sich Mühe, durch Zärtlichkeit und edles Betragen ihrem Gemahl vergessen zu machen, daß sie ihm einst so große Untreue erwiesen hatte. Auch brachte sie ihm noch zwey Kinder, die nicht wenig dazu beytrugen, seiner Gemahlin, sein Herz uneingeschränkt wieder zu schenken.

Der Baron konnte aber doch niemanden diese seine Geschichte erzählen, ohne andre von den Ueberlistungen des weiblichen Geschlechts zu warnen, und seine ehemaligen Grundsätze, von der Wankelmuth und Untreue des Frauenzimmers, wieder geltend zu machen.

Der
Fündling
oder
die Mutter, die ihren Sohn nicht kennt.

Fünf und zwanzigste Szene.

An der Gränze zwischen Böhmen und Sachsen, jedoch noch auf lezterem Gebiet, liegt ein ansehnlicher Gasthof, welcher von sehr vielen Fremden, und Reisenden besucht wird, weil die Straße aus Sachsen nach Prag und Wien gerade vor solchem vorbey gehet. In diesem Gasthofe kamen einsmals, zur Winterszeit, Abends im Dunkeln, zwey Reisende in einer Chaise an, welche ein besonderes Zimmer nebst Bette verlangten. Diese beyden Fremden hatten ein sehr jugendliches Ansehen. Niemand war weiter bey ihnen, als ein Bedienter, welcher zugleich den Kutscher machte. Als die beyden Herren ausgestiegen waren, trug dieser vor allen Dingen zwey große Packete aus der Chaise in das, den Herren, angewiesene Zimmer, und alsdenn besorgte er erst die Pferde. Die Herren aber legten sich sogleich nach dem Abendessen schlafen.

Die Wirthsleute so wohl, als der Hausknecht besaßen zwar eine sehr gute Gabe, die Fremden bis auf den Grund auszufragen, und der Bediente, der in der Wirthsstube logirte, mußte sich eine sehr scharfe Untersuchung über den Stand und das Herkommen seiner Herren gefallen lassen. Man konnte aber doch weiter nichts von ihm heraus bringen, als daß seine Herren zwey junge Edelleute aus Sachsen wären, welche nach Wien giengen, um kaiserliche Kriegsdienste zu nehmen. — Ihre Namen hingegen verschwieg er mit der unüberwindlichsten Hartnäckigkeit.

Es war noch lange nicht Morgen, so rüsteten sich die Fremden schon wieder zur Abreise. Der Bediente fütterte, packte auf, und spannte die Pferde an, ehe noch jemand anders, als der Hausknecht aufgestanden war. Die beyden Herren nahmen nicht einmal ein Frühstück zu sich, sondern sie bezahlten dem Hausknecht ihre Rechnung, setzten sich ein, und fuhren fort.

Vor dem Hofthor aber hielt der Kutscher still, und der eine Herr rufte den Hausknecht, der eben das Thor wieder zumachen wollte, aus der Chaise zu sich, gab ihm zwey Dukaten, und sagte: „Lie-

„Lieber Freund! es fällt mir eben bey, „daß ich, durch eine Unpäßlichkeit, die „mich vergangene Nacht überfiel, das „Bette ein wenig verunreiniget haben „kann. Seh' er doch einmal sogleich dar„nach, und bringe er die Sache wieder „in Ordnung! Ich möchte nicht gern, daß „sein Herr Schaden von mir hätte. Hier! „hat er eine Kleinigkeit für seine Bemü„hung! vergesse er mir's aber ja nicht! „ Der Hausknecht stutzte zwar anfänglich ein wenig über dieses ansehnliche, und unerwartete Trinkgeld. Da er aber ein guter, ehrlicher Schlag von Kerl war, so versprach er alles mögliche zu thun, daß der Wirth nichts von der Sache merke. Die Fremden fuhren also und zwar sehr schnell davon. Der Hausknecht aber säumte keinen Augenblick, nach dem Bette zu sehen.

Man kann sich vorstellen, wie heftig der ehrliche Kerl erschrack, als er das Bette aufdeckte, und darinnen nichts anders, als — ein neugebohrnes Kind fand, das ihn freundlich anzulächeln schien, wie er es mit dem Lichte beleuchtete! — anfänglich war ihm eben nicht wohl bey der Sache zu Muthe: denn

denn er befürchtete Verantwortung von seinem Herrn, daß er sich von den Fremden gleichsam so hatte anführen lassen. Doch unterließ er nicht, das Kind genau zu betrachten. Es war ein schöner, gesunder Knabe, ungefähr zwey Tage alt, und in saubern seidenen Betten eingewickelt. Oben beym Kopfe fiel ihm sogleich ein Papier in die Augen, das er herauszog, und worauf er folgendes geschrieben fand:

An den Wirth des Hauses.

„Lieber Freund! dieses Kind ist von vor„nehmen Eltern, und noch nicht getauft. „Wir kennen ihn durch den Ruf, als ei„nen rechtschaffenen Mann! und deswe„gen vertrauen wir ihm dieses Kleinod an. „Lasse er solches taufen, und erziehe er es „gut, und vernünftig, so lange bis es „ihm wieder abgefordert wird. Doch soll „der Knabe seine Herkunft nicht erfahren. „Gewisse Umstände, die wir vernommen „haben, werden ihn in den Stand setzen, „das Kind für sein eigenes auszugeben. „Zu den Füßen des Knaben liegen hun„dert Louisd'or zu Bestreitung der Auf-

„und

„und Erziehungskosten. Wenn wir se„hen werden, daß er sich des Kindes ge„treulich annimmt, so soll bald noch mehr „nachfolgen, und seine Bemühungen um „das ihm anvertraute Pfand sollen ihn „niemals gereuen. —

Hier wurde nun dieser Mensch äußerst aufmerksam. Er fand die hundert Louisd'or, und sie machten seine Sehnsucht ziemlich rege. Da er aber wirklich ein rechtschaffener Mensch war, so legte er das Geld wieder an seinen vorigen Ort, weckte heimlich den Wirth auf, rief ihn in das Zimmer der Fremden, und zeigte ihm Kind und Brief.

Dieser Mann war ein wenig geizig, obgleich auch sonst rechtschaffen, und edeldenkend. So sehr ihn also auch diese Verlassenschaft seiner Gäste überraschte, und ihn anfänglich gegen den Hausknecht aufbrachte, daß er nicht besser auf die Fremden Achtung gegeben hatte; so versöhnten ihn doch die hundert blanken Louisd'or, die er dadurch in seinen Beutel fallen sah, gar bald wieder. Er rief also auch sogleich seine Frau herbey, und da diese gerade ihrer Niederkunft so nahe war, daß sie solche alle Stunden erwartete,

so

so redeten sie es mit einander ab, das gefundene Kind so lange verborgen zu halten, bis die Wirthin entbunden sey, und alsdenn den Fündling für ein Zwillingskind von ihr mit auszugeben.

Die Sache machte zwar einige Schwierigkeiten: denn das gefundene Kind schien nach Nahrung zu dürsten. Aber eine Freundin der Wirthin, die ein stillendes Kind hatte, half ihnen bald aus der Verlegenheit. Inzwischen schien die Vorsehung selbst das Unternehmen zu begünstigen: denn die Wirthin kam wirklich die Nacht darauf noch, mit einem Knaben nieder, und nun war nichts leichter, als den Fündling für ein Zwillingskind von ihr, mit unterzuschieben. Es geschah; die beyden Kinder wurden getauft, und der Wirth ließ dem Fremden den Namen Reinhardt, und seinem Sohne, den Namen Christian beylegen. Niemand wußte um das Geheimniß, als die Hebamme, die obgedachte junge Frau, und der Hausknecht, die aber alle, gegen ein gutes Douceur, ewiges Stillschweigen angelobten. Der junge Reinhardt bildete sich bald zu einem schönen feisten Knaben, der einmal ein tüchtiger Mann

zu werden, Hoffnung machte. An Erziehung desselben ließ Herr Asche, so hieß der Wirth, nichts mangeln, und man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er für dieses fremde Kind, fast mehr, als für sein eigenes sorgte. Freylich trug die Hoffnung, noch einmal hundert Louisd'or zu schmausen, nicht wenig zu seiner Sorgfalt mit bey. Aber die Absichten der unbekannten Eltern seines Pflegsohns wurden doch dadurch erreichet, und ihre Zufriedenheit äußerte sich daraus, daß der versprochene Nachschuß bald erfolgte.

Denn zwey Jahr nach diesem Vorgange, kam eines Morgens ein Mensch, der einem Bedienten ähnlich sahe, vor ein Fenster des Wirthshauses geritten, fragte nach dem Wirth; und als dieser erschien, um sein Begehren zu erfahren, so reichte ihm der Fremde, ohne ein Wort dazu zu sagen, ein versiegeltes Päcktgen zu, und jagte im vollen Gallop wieder davon. In dem Päcktgen befanden sich wieder hundert Louisd'or, mit folgendem Briefe:

„Man hat seine Sorgfalt für den ihm an-„vertrauten Knaben mit Vergnügen er-„fahren. Fahre er so fort, und lasse er

„dem Kinde gute Schulwissenschaften ler-
„nen! hier sind wieder hundert Louisd'or!
„sollte aber nunmehr eine längere Zeit ver-
„fließen, ehe er wieder Geld bekommt, so
„lasse er sich deshalb nicht leid seyn! denn
„was lange währt, wird auch gut wer-
„den.

Der ehrliche Asche fand sich für seine Bemühungen, und Unkosten hinlänglich belohnt, und er beschloß nunmehr, aus seinem Reinhardt einen rechten klugen, gelehrten Kerl machen zu lassen. Den Brief aber, der mit dem ersteren von einer und ebenderselben Hand geschrieben schien, legte er zu jenem, und hob sie beyde sorgfältig auf.

Reinhardt wuchs nun immer mehr heran, und sein Pflegevater schickte ihn erst, nebst Christian zu dem Schulmeister in die Schule. Nach der Zeit aber nahm Asche so gar selbst einen Informator für die beyden Knaben und für ein, noch ein Jahr jüngeres Mädchen an, das ihm, nach Christian geboren wurde: denn er hatte sich nichts geringeres vorgenommen, als die beyden Knaben studieren zu lassen. Reinhardt hatte zwar einen hellen Kopf, und ein Genie, das

alles leicht begriff. Daher denn auch Christian, der keine so guten Naturgaben besaß, in den Wissenschaften weit hinter ihm zurück blieb. Allein Reinhardt machte doch übrigens seinem Mentor so viel zu schaffen, daß er die schärfste Aufsicht über ihn führen mußte. Denn er war ein feuriger, wilder, oft muthwilliger Knabe, der alle mögliche Schelmereyen verübte; und überall den Vorläufer bey leichtfertigen Streichen machte. Niemand war vor ihm sicher, daß er nicht der Gegenstand seines Muthwillens wurde. Er foppte alle Menschen — jedoch nicht aus Bosheit des Herzens, sondern mehr aus angebohrner Wildheit, und aus Wohlgefallen an Schwänken und raschen Unternehmungen. Nie war er aber mehr in seinem Elemente, als wenn er unter eine Heerde Dorfjungen kommen konnte. Dann wurde größtentheils Krieg, und Soldatens gespielt. Reinhardt nahm die andern alle unter die Zucht, und nicht selten trug er bey den Batailllen, die er veranstaltete, blutige Wunden davon, die er aber wenig, oder gar nicht achtete. Weil damals gerade der siebenjährige Krieg in Böhmen und Sachsen zu wüten anfing, so wurde

Asche in seinem Wirthshause, die Soldaten von einer Zeit zur andern fast nicht loß. Und Soldaten waren Reinhardts ganzes Leben. So bald sich also nur einige derselben blicken ließen, so konnte ihn nichts auf der Welt mehr in der Studierstube zurückhalten. Er mischte sich unter die Soldaten, hielt ihnen die Pferde, half solche mit in den Stall bringen, brachte Futter herbey, machte Kammeradschaft mit den Soldaten, und die wildesten Kerle hatten diesen Knaben, der so stark mit dem Soldatenleben sympathisirte, sehr gern um sich.

Am meisten aber gefielen Reinhardten die Preußen: denn sie waren höflicher, freundlicher, und geselliger, als die Oesterreicher. Und eben diese Preußen machten auch den geheimen Wunsch in seinem Herzen rege, mit der Zeit selbst preußischer Soldat zu werden. Davon aber sagte er auch seinen vertrautesten Jugendfreunden, deren er einige unter den Bauerjungen hatte, nichts, sondern nahm sich vor, nur erst die Zeit abzuwarten, wenn er das heilige Abendmahl zuerst genossen haben würde, alsdenn aber heimlich zu entlaufen, und unter die Preußen zu gehen. Die

Zeit kam heran, ein halb Jahr verfloß noch, ehe Reinhardt seinen Entschluß ausführen konnte, weil sich gerade damals keine Preußen in der Nachbarschaft befanden: denn Reinhardt las die Zeitungen, und wußte immer genau, wo die Armeen standen. Endlich — als er nahe am funfzehnten Jahre war — beschleunigte der Entschluß seines Pflegevaters, ihn nebst Christian auf eine Schule zu thun, auch seinen so lange schon gefaßten Vorsatz, unter die Soldaten zu gehen.

Er machte sich des Nachts heimlich auf, und mußte über acht Meilen gehen, ehe er an ein preußisches Lager kommen konnte. Da er viel Gutes von dem General S** gehört hatte, der dieses Lager kommandirte, so beschloß er, diesen Herrn gleich selbst um Dienste zu ersuchen. Die Wachen ließen ihn als einen unbedeutenden Jungen allenthalben durch, bis auf die lezte, die ihn anhielt. Da er keinen Paß hatte, so nahm man ihn in Arrest, und brachte ihn vor den General. Reinhardten aber war das eben recht: denn sonst hätte er wohl so bald noch nicht vor den General kommen können.

Unser Held trat mit einer so anständigen Freymüthigkeit vor diesen Herrn hin, und eröffnete ihm sein Vorhaben, Soldat zu werden, mit einer so edlen Begierde seinen Zweck zu erreichen, daß der General die grossen Talente, die in dem Burschen lagen, den Augenblick gewahr wurde, und sich auch so gleich vorsezte, etwas großes aus ihm zu machen.

„Gut!

sagte er zu ihm,

„Du sollst Dienste bekommen! aber wenn „etwas rechts aus dir werden soll, so „mußt du erst manche Prüfung aushal„ten. Bist du das Willens?

R. Alles, Ihr Excellenz! machen Sie mit „mir, was Sie wollen!

G. Willst du dich also ganz mir überlassen, „und alles thun, was ich mit dir vorneh„men werde?

R. Machen Sie mich nur bald zum Solda„ten.

G. Dein Wunsch soll bald erfüllet werden!

Der General steckte ihn also anfänglich unter seine Bedienten und Pferdeknechte. Hier nahmen ihn nun diese Kerle tüchtig in die Kur,

und

und härteten ihn zu allen möglichen Strapazen ab. Aber Reinhardt war in allen Stückenswillig, unverdrossen, und brav. Besonders konnte er sich mit den Pferden gut abgeben, und die wildesten Thiere lernte er reiten, und dreßiren, welches alles dem General sehr wohl gefiel.

Ein halb Jahr vergieng, und itzt machte ihn der General erst einen Monat lang zum Gemeinen, und dann zum Junker unter seinem Küraßier-Regimente. Hier kam er nun wieder in eine neue Schule. Die rauhen Unteroffiziere nahmen ihn in die Klappe, lernten ihn exerciren, und dreßirten ihn so weidlich herum, daß er im kurzen nicht nur den Dienst völlig lernte, sondern auch in allen nur möglichen Soldatenpfiffen abgefeimt wurde. Itzt war er sechzehn Jahr, und in dieser kurzen Zeit schon vollkommener Soldat: denn er hielt alle Proben aus, und bewies allenthalben Bravheit und Muth.

Der General von S** war zwar ein überaus guter, aber doch auch etwas rauher Mann. Er trank dabey gern ein Glas Wein, stand selten nüchtern von der Tafel auf, und wer mit ihm speißte, der mußte ihn im Trunk

aushalten können, sonst war er sein Mann gar nicht. An seiner Tafel speisten täglich über dreyßig Personen, mehrentheils Offiziers, und solche, die im Dienste des Bachus geübt waren. Als der General sahe, daß unser Reinhardt so viel Anlage zum braven Soldaten, und Offizier zeigte, so dachte er nun auch auf seine Beförderung. Er ließ ihn eines Tages mit zur Tafel bitten. Die Gesellschaft mußte ihm tapfer zutrinken. Reinhardt blieb nichts schuldig. Endlich mußte er aber doch unterliegen. Er war nicht im Stande mehr, sich aufrecht zu erhalten. Der General ließ ihn daher durch seine Bedienten, von der Tafel weg, und in ein andres Zimmer bringen. Hier zog man ihn aus, und legte ihn auf ein Bette, wo er denn auch bald genug einschlief.

Als er nach ein Paar Stunden wieder erwachte, und nunmehr den Gebrauch seiner Sinnen völlig wieder erlangt hatte, vermißte er fast alle seine Montirungsstücke, seinen Pallasch, seine Stiefeln, und eisernen Sporen; hingegen lag eine vollkommene, neue Offiziers-Uniform; nebst Degen, Port d'epée, und silbernen Sporn, da vor ihm. Auf dem

LB Coburg

dem Tische sah' er ein großes beschriebenes Papier liegen. Schnell sprang er auf, und siehe da, es war ein Patent, worinn der Standartjunker von Aschenborn, zum Kornet befördert wurde. — Ha! — dachte er — also Offizier und Edelmann zugleich geworden! — Glücklicher Rausch! — auf die Art möcht' ich mich alle Tage besaufen! —

Er zog ohne Anstand die Offiziers-Montirung an, nahm Hut und Degen, steckte sein Patent ein, und gieng wieder zum General. Man saß noch immer bey Tafel. Der neue Offizier wurde mit Gesundheittrinken empfangen. Er küßte dem General die Hand, bedankte sich für's Avancement, mußte sich aber auch sogleich wieder über das Weinglas hermachen. Der General sagte:

„Nun! lieber Kornet! halte dich brav bey „Tafel, beym Frauenzimmer, und vor „dem Feind! in deinem Quartier stehen deine drey Pferde, und dein Kerl „wird dir deine übrige Equipage geben, so „bald du hinkommst? —

Von seinem großen Glück ganz bezaubert, wußte der neue Offizier kaum noch, ob er wachte, oder träumte. Zu seinem Troste

wurde indeß doch die Tafel aufgehoben. Der General legte sich schlafen, und die Gäste suchten alle betrunken, ihre Quartiere. Auch Aschenborn gieng in das seinige, fand Pferde, Equipage, und alles, was zum Offiziersdienst erfordert wurde.

Nunmehr war er aber erst recht in seinem Elemente. Er hatte alle Tage den Tisch bey dem General, bekam Zuschuß aus seinem Beutel, und verhielt sich bey der Tafel und vor dem Feinde so brav, daß er in einigen Jahren Lieutenant wurde, und mit Ende des Kriegs dem Rittmeister ziemlich nahe kam.

In wie weit er aber den Rath des Generals in Absicht des Frauenzimmers befolgte, dieß wollen wir sogleich sehen, so bald wir unsern Lesern, eine kurze Schilderung seiner Person, und seines Karakters, die sich nunmehr beyde völlig entwickelt hatten, werden entworfen haben. Reinhardt von Aschenborn — denn so nennte er sich nun frisch weg, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen, daß er eigentlich eines Gastwirthssohn sey, wie er selbst nicht anders wuste — war lang, und schön gewachsen. Er hatte eine gerade edle Stellung, einen soldatischen

Gang,

Gang, und einen majestätischen Anstand, wenn er zu Pferde saß. Blond war sein Haar, wie weiße Seide, und blau sein großes, schmachtendes Auge, aus welchem zwar Feuer genug, aber auch viel Sanftmuth, und Zärtlichkeit blickte. Seine Haut war für einen Soldaten fast zu weiß, und seine Farbe ein wenig zu blaß, ob er gleich einen gesunden, abgehärteten Körper hatte. Die Sonne brannte ihn niemals schwarz, und der Pulverdampf schadete seiner Schönheit nichts; so wenig er auch darauf hielt, und so gern er es gesehen hätte, wenn ihm die Natur ein rauheres Ansehen gegeben hätte. Uebrigens besaß er einen edlen menschenfreundlichen Karakter. So wild er bisweilen war, so that er doch niemanden wehe. Selbst den Feind suchte er zu schonen, wo sichs nur irgend mit seiner Pflicht vertrug. Seine Untergebenen beteten ihn fast an, und jeder war bereit sein Leben für ihn zu lassen. Den Trunk verachtete er zwar nicht: denn er war aus der Schule seines Generals. Aber er gewöhnte sich doch nach und nach an Mäßigkeit, und brachte es dahin, daß er keine Leidenschaft mehr dafür hatte. Mit dem Frauenzimmer hielt er's eben so.

Er bestand gern ein verliebtes Abentheuer; aber er gewöhnte sich doch an keine Ausschweifungen, und machte sich keine Ehre daraus, die Unschuld zu verführen, und die Tugend des andern Geschlechts mit Füßen zu treten. Ja! er machte sichs so gar zur Pflicht, das Frauenzimmer, wo er Gelegenheit dazu fand, vor Irrwegen zu warnen, wenn es auch oft auf Unkosten seiner Kammeraden geschah. Dieß zog ihm freylich manchen Verdruß zu, den er jedoch nicht achtete. Einmal aber hätte er doch bald einen gefährlichen Handel darüber bekommen. Wir wollen die Geschichte davon erzählen, weil sie zugleich eine Hauptbegebenheit unsers Helden ausmacht, und seinem Karakter Ehre bringt.

Es trug sich zu, daß das Regiment, worunter er sich befand, einige Zeit in einer bekannten Stadt von Sachsen in Winterquartieren stand. Einer von Aschenborns intimsten Freunden — Lieutenant von Wöblau hieß er — machte sich bald in dem Hause eines Bürgermeisters bekannt, der Hellmann hieß, und eine einzige überaus schöne Tochter hatte. Wilhelmine — so hieß dieses Mädchen, — war zwar tugendhaft und

wohl

wohlerzogen, aber doch etwas verliebt, und durch Romanlektüre verdorben.

Wöhlau fackelte gar nicht lange, mit diesem jungen Frauenzimmer einen Liebeshandel à la mode militaire anzuspinnen. Oft schwatzte er seinem Freund Aschenborn von diesen seinem Mädchen vor, rühmte ihm ihre Schönheit, und machte ihn zum Vertrauten seiner Liebe. Aschenborn kannte dieses Frauenzimmer noch gar nicht: denn er war in dem Hause ihres Vaters nicht bekannt, und seine Sache war es überhaupt nicht, sich bey jemand zuzudrängen. Aber seinen Freund kannte er desto besser. Wöhlau war ein Leichtfuß, der schon manches Mädchen debauchirt hatte, und jede Verführte ihrem Schicksale zu überlassen pflegte, so bald er ihre Unschuld besiegt hatte. Aschenborn hörte sonst viel gutes von Wilhelminen. Und da er sie hier in Gefahr sahe zu fallen, so dauerte sie ihn, und er beschloß, sie, wo möglich noch zu retten.

Indem er eben damit umgieng, die Mittel dazu ausfindig zu machen, sagte ihm Wöhlau eines Tages, daß er heute der Glücklichste aller Liebhaber seyn würde, weil ihm Wilhel-

helmine heute Abend, ein Rendevous zu geben, versprochen habe. Ihre Eltern wären verreiset — die Köchin wäre ihre Vertraute — von dieser solle er um 9. Uhr in Wilhelminens Zimmer geführet, und — nach Belieben — wieder aus dem Hause gelassen werden, u. s. w.

Ha! nun ist es hohe Zeit! dachte Aschenborn — itzt muß sie gerettet werden, oder es geschiehet niemals! — er that, als ob er Wöhlau'n zu seiner Eroberung Glück wünsche, entwarf aber in diesem Augenblick seinen Plan, und rüstete sich zu dessen Ausführung.

Zuerst wuste er es durch des Generals Kammerdiener, der sein Freund war, dahin zu veranstalten, daß der Lieutenannt Wöhlau diesen Abend zum General zur Tafel gebeten wurde. Das konnte dieser nun nicht abschlagen; aber er dachte sich wenigstens gegen zehen Uhr, von der Tafel wegzuschleichen, und daher ließ er Wilhelminen das Rendevous auch nicht aufsagen. Aschenborn hingegen hatte schon dafür gesorgt, daß Wöhlau vor eilf Uhr, um welche Zeit der

Gene-

General die Tafel aufzuheben pflegte, nicht aus den Augen gelassen werden sollte.

Gegen neun Uhr gieng nun Aschenborn zu Wilhelminen. Schon stand die dienstfertige Köchin an der Hausthür bereit, ihn zu empfangen. Da er mit Wöhlau'n fast einerley Größe hatte, und eben dieselbe Uniform trug, so ahndete das Mädchen auch keinen Betrug. Sie faßte den Ritter also bey der Hand, führte ihn, durch den Hof, eine Hintertreppe hinauf und — in Wilhelminens Zimmer.

Als Aschenborn hinein trat, kam ihm ein so holdseliges, liebreizendes Mädchen entgegen, daß er von so viel Schönheit geblendet, starr vor Erstaunen da stand. Wilhelmine war eine sanfte, blühende Blondine, von sechzehen Jahren, und von mittler Größe. Ein weißes Negligee gab ihr ein verführerisches Ansehen; ihr Auge drückte schwärmerische Liebe aus, und ihre Wangen glühten vom Feuer, das in ihrem Blute wallte. —

„Mein lieber Wöhlau! guten Abend! rief sie aus, und faßte den Offizier bey der Hand, aber in dem Augenblick da sie fortreden wollte, wurde sie gewahr, daß sie einen

Frem-

Fremden vor sich hatte, und sie sank unter den Worten:

„Ach, Gott! wer sind Sie denn? — zitternd, und erschrocken, auf einen Stuhl zurück. Aschenborn ergriff ihre schöne weiße Hand, setzte sich neben ihr nieder, und sagte:

„Verzeihen Sie, Mademoisell, mir die „Kühnheit meiner Ueberraschung! ich bin „der Lieutenant Aschenborn, ein Freund „Ihres Wöhlaus. Er sagte mir, daß er „Erlaubniß hätte, Sie diesen Abend zu be„suchen. Da er aber noch bey dem Gene„ral zur Tafel ist, und vielleicht unter ei„ner Stunde noch nicht erscheinen kann, „so bin ich so frey gewesen, ihm zuvor zu „kommen, jedoch nicht, um seine Stelle „bey Ihnen zu vertreten, sondern Sie vor „einem Liebhaber zu warnen, in dessen Ar„men ein junges unerfahrnes Mädchen, „nicht anders, als höchstunglücklich werden „kann.

Die würklich sehr überraschte Willhelmine sah' unsern Offizier mit großen starren Augen an. Sie wuste nicht, was sie von ihm denken sollte und was sie sich von ihm zu versehen habe. Ganz unerklärbar war ihr sein Anbringen. Für einen Bösewicht

sah' er zu ehrlich aus, und sprach zu treuherzig, und zu offen. Gleichwohl dünkte es ihr mit dem Karakter eines rechtschaffenen Mannes nicht überein zu kommen, daß er ihr seinen Freund, so verdächtig machen wollte. Die Eigenliebe flüsterte ihr zu: kannst du diesem Menschen nicht selbst gefallen haben? und verbirgt er nicht vielleicht strafbare Absichten, unter dem Gewand der Ehrlichkeit, und der Warnung?

„Herr von Aschenborn!

sagte sie endlich, ihm bedeutend in die Augen sehend,

„ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken „soll. Nie hab' ich die Ehre gehabt, Ih„nen bekannt zu werden, und gleich„wohl —

Hier hielt sie inne, und traute sich nicht, ihm ihre Gedanken ganz zu eröfnen. Er nahm das Wort, und erwiederte:

„Ich errathe alles, was Sie mir zu sagen „sich scheuen. Die Rolle, die ich itzt bey „Ihnen spiele, muß Ihnen allerdings et„was verdächtig vorkommen. Erlauben „Sie mir nur, mich Ihnen ganz zu er„klären! und ich hoffe Sie völlig von der

„Lauterkeit meiner Absichten zu überzeu-
„gen.

„Sie beunruhigen mich allerdings,
versetzte Wilhelmine,
„aber fahren Sie nur fort!

A. Noch eins müssen Sie mir vorher verspre-
„chen, ehe ich mich ganz erkläre.

W. Nun? das ist?

A. Wollen Sie aufrichtig gegen mich seyn?
„Ich verspreche Ihnen bey Cavalier Pa-
„role, daß ich keinen üblen Gebrauch da-
„von machen will.

W. Ja! ich will es seyn; ob es mir gleich
„sehr sonderbar vorkommt, einem Unbe-
„kannten, sein Herz offenbaren zu sollen.

A. Ich sehe Sie diesen Abend, zum ersten-
„mal. Sie werden mir es also wohl aufs
„Wort glauben, wenn ich Ihnen sage,
„daß ich nichts weniger, als in Sie ver-
„liebt bin.

W. Gut! Das will ich wohl glauben.

A. Gleichwohl hört' ich Sie immer als ein
„sittsames, tugendhaftes Frauenzimmer
„rühmen.

W. Ich wünschte, diesen Ruhm zu verdie-
„nen.

A. Ich

A. Ich kenne unsern Stand. Man tritt oft
„die Tugend mit Füßen, um seinen Lüsten
„zu huldigen.

W. So! — aber sollte es keine Ausnah-
„men geben?

A. Wenig, Mademoisell! — und vielleicht
„— verzeihen Sie mir diesen Selbstruhm
„— gehöre ich selbst unter diese wenigen.
„Ich habe mir es wenigstens zum Gesetz
„gemacht, jedes junge Frauenzimmer, das
„noch unverdorben, und unschuldig ist,
„vor dem genauern Umgange mit Offiziern
„zu warnen. Es giebt der Verdorbnen
„ohnedem genug, an die wir uns allen-
„falls halten können, ohne eine Sünde zu
„begehen.

W. In der That eine sonderbare Denkungs-
„art von einem Offizier!

A. Kann wohl seyn; aber nun sagen Sie
„mir? lieben Sie den Herrn von Wöh-
„lau?

W. Wenn ich ihn nicht liebte, würden Sie
„wohl diesen Abend hier seyn?

A. Kennen Sie seinen Karakter?

W. Er scheint mir ein ganz guter Mensch zu
„seyn.

A. Eine sehr unvollkommene Kenntniß, lie-
„be Mademoisell! Ein guter Mensch scheint
„jeder zu seyn, der auf ein hübsches Mäd-
„chen Jagd macht, besonders diesem Mäd-
„chen selbst. Was hat er Ihnen für Ver-
„sprechungen gethan?

W. Daß ich seine Erwählte seyn, daß er
„mich ewig lieben wolle; und — was weis
„ich alles —

A. Und was er vielleicht hunderten schon vor-
„geschwatzt haben mag. Hat er Ihnen
„die Ehe versprochen?

W. Nicht eben so gerade zu; aber doch hat,
„er mir es merken lassen.

A. Der gewöhnliche Pfiff solcher Schmetter-
„linge. Was hindert uns, auf die Hin-
„terbeine zu treten, wenn wir nichts gewis-
„ses versprochen haben? — überdieß —
„besitzen Sie Vermögen? und weis er
„das?

W. Nein! — aber gesagt hab' ichs ihm oft
„daß ich arm bin.

A. Nun! so muß ich Ihnen sagen, daß auch
„er keines besitzet — daß er ohne Erlaub-
„niß des Königs nicht heirathen darf —
„und daß er diese Erlaubniß nimmermehr
„be-

„bekommt, wenn er keine Partie mit Ver-
„mögen thun kann.

W. So! das hat er mir doch nie gesagt!

A. Sehr glaublich. Und — was denken
„Sie bey dieser Ihrer Liebe — zu einem
„Menschen, der Ihnen niemals seine Hand
„geben kann?

W. Ich hab' es nie so genau gewust, als
„Sie mir es da erklären.

A. Sie hätten sich aber doch darum beküm-
„mern sollen! — warum wollten Sie
„denn Ihrem Liebhaber ein nächtliches Ren-
„devous geben?

W. Mein Gott! wie können Sie so wun-
„derlich fragen!

A. Gut! ich will Ihnen die Antwort erlas-
„sen. Aber haben Sie denn nicht überlegt,
„was aus Ihnen geworden wäre, wenn
„Sie sich einem jungen zügellosen Offiziere
„so Preiß gaben?

W. Ich hab' ihm nichts böses zugetrauet,
„und überhaupt — ich bin nicht so laster-
„haft, als Sie sich vielleicht vorstellen,
„Herr von Aschenborn!

A. Wenn ich Sie für lasterhaft hielte, so
„würde ich Sie Ihrem Schicksaale über-

„lassen haben. Glauben Sie denn aber „nicht, daß man zu manchen Stunden „sehr schwach ist?

W. Ich würde es vielleicht doch nicht gewe„sen seyn.

A. Desto besser! aber ist denn das nicht schon „eine Schwachheit, daß Sie sich einem „Menschen anvertrauen, einen Liebeshan„del mit ihm errichten, und ihn zu einem „nächtlichen Rendevous bestellen, den Sie „gar nicht einmal recht kennen, der nichts „zu seiner Empfehlung vor sich hat, als „ein glattes Gesicht, eine dreiste Miene, „und eine bordirte Uniform? — der of„fenbar auf nichts anders ausgehet als „Sie um Ehre, Tugend, und Glückselig„keit zu bringen, — der mir die Vertrau„lichkeit selbst eröfnet hat, in welcher er „mit Ihnen stehet, und mir die Hofnung „seines Siegs über Ihre Tugend, mit „Frohlocken gestand? — Ist das nicht „Schwachheit? und ist nicht eine solche „Schwachheit der Anfang des Lasters, und „die Grundlage des Verderbens? — Ha„ben Sie überlegt, was aus Ihnen hätte „werden können? Um einiger Stunden

„willen

„willen, die Ihre Sinnen umnebelten, und
„Ihr Herz bethörten, luden Sie Schande,
„Verachtung, und Jammer auf sich, und
„Ihre Familie! Ihre Schönheit gaben
„Sie einem muthwilligen Räuber Preiß,
„der die Schätze Ihrer Reize plünderte,
„und Sie mit Undank, und Eckel belohn-
„te! Ihr zeitliches Glück war hin. Die
„reinen Vergnügungen des ehelichen Lebens
„— das häusliche Glück einer Gattin,
„und geehrten Mutter, wurden Dinge,
„die außer Ihrer Erreichung lagen. Und
„— am Ende verfluchten Sie noch in Ih-
„rem Alter die unglückliche Stunde, wo
„Sie Ihre Schwachheit übereilt hatte,
„und wo Sie nicht vorsichtig genug über
„Ihre Tugend gewacht hatten.

W. Herr von Aschenborn! Sie sind ein
„Engel vom Himmel, den Gott zu mei-
„ner Rettung gesandt hat. Ohne Sie
„— Sie haben Recht — ich erzittere da-
„vor — was wäre diese Nacht aus mir
„geworden?

A. Sie dauerten mich, da ich erfuhr, was
„Herr von Wöhlau mit Ihnen vorhatte.
„Und obgleich dieser Wöhlau mein Freund

 „ist,

„ist, so mag ich doch auf Kosten der Mensch-
„heit, der Unschuld, und der Tugend, der
„Freundschaft nicht huldigen. Ich kenne
„Ihren Liebhaber — ich weiß, daß er es
„noch mit keiner seiner Geliebten ehrlich
„gemeint hat, und dieß bewegte mich, hie-
„her zu kommen, und Sie, wo möglich,
„noch aus seinen Klauen zu retten. Itzt
„habe ich das meinige gethan. Wöhlau
„wird vor eilf Uhr nicht zu Ihnen kommen
„können: denn ich habe es selbst veranstal-
„tet, daß er vom General zur Tafel gezo-
„gen wurde, und ich habe dafür gesorgt,
„daß man ihn dort so bald nicht wegläßt.
„Es stehet nun alles bey Ihnen; Sie kön-
„nen ihm Ihre Thür eröfnen, oder sie ihm
„verschließen! — Wenn ich Sie wieder
„spreche, geschieht es in Beyseyn Ihrer El-
„tern. Leben Sie wohl! —

Er küßte ihr die Hand, und machte Miene,
zum Aufstehen. Aber Wilhelmine war in
einer großen namenlosen Bewegung. Aschen-
borns Edelmuth rührte ihre ganze Seele.
Ihre Augen schwammen in Thränen. Mit
Wärme ergriff sie die Hand ihres Erretters,
drück-

drückte sie an ihren Mund, und konnte keine Sylbe sprechen. —

„Leben Sie wohl, liebes Mädchen!

sagte er nochmals,

„Machen Sie mir das Vergnügen, etwas
„zu Ihrem Glück beygetragen zu haben!

„Alles! alles haben Sie für mich ge-
„than! —

rief Wilhelmine aus,

„Sie haben mich aus einer abscheulichen
„Verblendung gerissen! dieser Kuß der
„wärmsten Dankbarkeit — den die Tugend
„selbst nicht verdammen kann — möch-
„te er Ihnen nur einigermaaßen sagen, wie
„sehr ich Ihre Edelmuth verehre!

Hier warf sie sich ihm um den Hals, und befeuchtete seine Wangen mit ihren Thränen. — Aber — welch' Ungewiter stand dem großmüthigen Aschenborn bevor! — in diesem Augenblick riß jemand die Thür auf, und es stürzte herein, — niemand anders, als Wöhlau, der doch von der Tafel des Generals entwischt, und durch die untreue Köchin schon von Aschenborns Anwesenheit bey seiner Geliebten, unterrichtet war Er sahe Wilhelminen noch am Busen seines Freun-

des; — Zorn und Rache verjagten Vernunft und Ueberlegung; — er zog seinen Degen und stieß unter den Worten:

„Verfluchter Bösewicht! hast du mich so
„hintergangen?

auf Aschenborn hinein. Dieser hingegen war eben nicht der Mann dazu, der sich so leicht aus der Fassung bringen ließ. Er sprang auf die Seite, und rief:

„ein Schurke, der mir meinen Degen nicht
„ziehen läßt!

Wöhlau hielt an! Aschenborn zog; aber zu gleicher Zeit faßte er auch seines Freundes Hand, und sagte:

„Komm Bruder! hier wollen wir uns die
„Hälse nicht brechen. Es macht nur Auf-
„sehen im Hause. Wir können uns ja
„morgen früh schlagen, wenn es so seyn
„muß. Du weist, ich fürchte mich vor
„keinem Degen. Indessen kann ich dir zu
„deiner Beruhigung sagen, daß ich eben so
„wenig der Liebhaber dieses unschuldigen
„Frauenzimmers bin, als du es künftig
„bleiben wirst.

Aschenborn vermochte überhaupt viel über Wöhlau. Es war, als ob diesem Arm, und

Mund

Mund gelähmt, und gestopft wären, als er jenen so sanft sprechen hörte. Unter den Worten:

„Nun! so finde sich der Teufel in die Ge-
„schichte,

steckte er seinen Degen wieder ein, warf Wilhelminen, die vor Schreck ohne Besonnenheit da stand, und in der Angst nicht wuste, was sie thun sollte, einen zornigen Blick zu, und ließ sich von Aschenborn zur Thür hinaus, und davon führen.

Dieser hingegen nahm ihn mit zu seinem Rittmeister, der ein sehr vernünftiger, edeldenkender Mann war, erzählte diesem die ganze Geschichte, und bat ihn um seine Vermittelung zum Frieden. Der Rittmeister ließ einige Flaschen Rheinwein bringen, und bey Auszechung derselben, wurde die Versöhnung bald gestiftet, und am Ende über den ganzen Spaß gelacht.

Es versteht sich, daß der Duell unterblieb. — Inzwischen verlohr zwar Wöhlau seine Liebschaft, und Wilhelmine ließ sich mit keinem Offizier wieder ein. Aber der erstere wuste sich über seinen Verlust gar bald wieder in den Armen eines andern Mädchens zu trösten,

das

das schon ein Jahr vorher ihre Unschuld einem preußischen Major aufgeopfert hatte, und in deren Besitz seinen Freund zu stören, Aschenborn eben keinen Beruf zu haben glaubte.

Wilhelmine hingegen lebte in der Folge überaus eingezogen. Selbst Aschenborn bekam sie nur ein einzigesmal wieder zu sprechen, und das war auf einem öffentlichen Balle, welchen der Stadt-Magistrat der Miliz zu Ehren gab. Zu dem Burgermeister, Wilhelminens Vater aber kam Aschenborn niemals; denn er wollte auch den Schein vermeiden, als ob er nur irgend eine eigennützige Absicht dabey gehabt habe, daß er Wilhelminen seinem Freund Wöhlau entriß. Man sagt inzwischen aber doch, die Reize dieses Mädchens hätten auch schon damals bey ihm die Würkung nicht verfehlt, die sie auf jedes gefühlvolle Herz nothwendig machen musten. Vielleicht hätte der Ball, auf welchem Aschenborn Wilhelminen wieder sprach, zu einer nähern Bekanntschaft Anlaß gegeben, hätte das Regiment nicht acht Tage darauf Ordre erhalten, die Winterquartiere zu verlassen, und wieder ins Feld zu rücken.

Der

Der König in Preußen sahe sich eben damals genöthiget, der kleinen Armee, welche er gegen die Russen, in Pommern unterhielt, eine Verstärkung zuzusenden. Hierzu nun wurde auch das Regiment, worunter Aschenborn stand, mit kommandiret. Die preußische Arme kampirte dazumal in der Gegend von Collberg, indem der rußische General Romanzow diese Vestung belagerte. Man machte preußischer Seits bisweilen Versuche die Vestung zu entsetzen, obgleich vergebens, weil die preußische Armee gegen die rußische Macht noch immer zu schwach blieb. Bey einem dieser Versuche, hatte nun Aschenborn das Unglück, durch einen Musquetenschuß, in die rechte Seite verwundet, und von den Russen gefangen zu werden. Man wollte ihn rußischer Seits, nebst andern preußischen Gefangnen, nach Königsberg bringen. Unter Weges aber verschlimmerte sich seine Wunde so sehr, daß er ohne Lebensgefahr nicht länger reisen konnte. Er bekam ein heftiges Wundfieber, und man sahe sich, auf sein Bitten, genöthiget, ihn auf einem gewissen Dorfe im Königreich Preußen, das Wischau hieß, im Wirthshause daselbst

zurück zu lassen. Ein rußischer Soldat wurde ihm zu seiner Bedienung, und ein Feldscherer zu Heilung seiner Wunden zugegeben.

In diesem Dorfe lag nun ein Rittergut, das einer gewissen Gräfin von Zaremba zugehörte. Diese Gräfin war seit 3. Jahren Wittwe, und eigentlich aus Sachsen gebürtig. Ihr verstorbener Gemahl hatte sie in Warschau kennen lernen, und sie um ihrer Schönheit willen geheirathet. Da der Graf schon ziemlich hoch in die Jahre war, so blieb ihre Ehe unfruchtbar. Er vermachte ihr aber weil sie sich als eine treue Gattin gegen ihn verhielt, sein ganzes Vermögen, worunter auch das Gut Wischau gehörte. Sie war ungefähr 36. Jahr alt; aber wer sie sahe, der hielt sie wenigstens für zehen Jahr jünger. Eine große, etwas starke Blondine, mit blauen seelvollen Augen, einer bezaubernden Bildung, einer blendenden Weiße, und einer blühenden Farbe! — Ihr Anstand und ihr Gang hatten etwas majestätisches, und ihr Betragen etwas hinreißendes. — Kurz, sie verdiente noch immer eine Schönheit vom ersten Range genennt zu werden, und kein junger Mann konnte ihre Reize sehen, ohne

von

von Hochachtung und Liebe für sie zu entbrennen.

Was aber diese schöne Dame am meisten zierte, war ihr edles Herz, ihre Wohlthätigkeit, ihre zuvorkommende Herablassung, und ihr großer gebildeter Verstand. Ihre Unterthanen beteten sie fast an, und ihre Bedienten hätten ihr Leben für sie gelassen. Wenn die wildesten Russen, bey ihren damals üblichen Verheerungen, auch auf ihr Gut kamen, und plündern, oder rauben wollten, so durfte sie sich nur zeigen, und einige freundliche Worte aus ihrem Munde, mit einigen Geschenken begleitet, streckten die rohesten Kerle zu ihren Füßen, und sie blieb immer vor den Verwüstungen des Kriegs verschont.

Das Gerücht, daß die Russen einen gefangenen preußischen Offizier schwer verwundet, im Wirthshause zurück gelassen hätten, drang bald bis zu den Ohren dieser vortreflichen Gräfin. Sogleich sandte sie ihren Haushofmeister an ihn ab, und ließ ihn bitten, bey ihr auf dem Schlosse vorlieb zu nehmen, und ihr Haus für das seinige anzusehen. Aschenborn gerührt von dem edelmüthigen

Aner-

Anerbieten dieser Dame, versicherte dem Haushofmeister mit Thränen in Augen, daß es ihm zwar Leid thue, ihr Beschwerde zu verursachen, daß er aber doch ihre gnädige Offerte, um so lieber annehme, da er hier gleichsam von aller Welt verlassen, ohne Freunde, und ohne thätige Hülfe läge.

So nach wurde dieser Offizier noch denselben Tag aufs Schloß gebracht. Die Gräfin ließ ihm einige Zimmer einräumen, und schickte ihm ihren Leibarzt zu, der ein sehr geschickter Mann war, und dem Patienten, als er seine Wunden nicht tödtlich fand, baldige Genesung versprach. Sobald Aschenborn im Stande war, Besuch anzunehmen, kam die Gräfin selbst zu ihm. Man sagt, daß sie Thränen vergossen habe, und daß ihr Herz von einer ganz unaussprechlichen Rührung ergriffen worden sey, als sie den leidenden Jüngling, der auch krank noch schön wie Adonis war, zuerst erblickt habe. Sie setzte sich an seinem Bette nieder, ließ sich die Geschichte seiner Verwundung von ihm erzählen, und versicherte ihm, daß es ihr zum Vergnügen gereiche, etwas zu seiner Beruhigung und zu seiner Genesung beytragen zu können.

Aschen-

Aschenborn glaubte, eine wohlthätige Gottheit vor sich zu sehen. Die Schönheit der Gräfin entzückte ihn eben so sehr, als ihn ihre Huld bis zur Bewunderung, und zur Ehrfurcht hinriß. Gerührt von so vieler Güte faßte er ihre Hand, ließ einige seiner Freudenthränen drauf fallen, und sagte:

„Theureste Gräfin! womit habe ich so viel „Gnade um Sie verdient? und wodurch „kann ich Ihnen die Gefühle der Dankbar„keit ausdrücken, die meine ganze Seele „beleben? Sie scheinen mir in diesem Au„genblick ein göttliches Wesen zu seyn, das „auch unverdient, den Menschen seine „Wohlthaten erweiset!

„Lassen Sie sichs nur gefallen, lieber „Aschenborn!

antwortete die vortrefliche Frau,

„und seyn Sie ruhig! Sie sind in dem „Hause einer Freundin! ich will Ihre Mut„ter seyn. Das Bewußtseyn, einem Un„glücklichen einige Dienste erwiesen zu ha„ben, ist mir Dank und Belohnung genug!

Als die Gräfin ihn wieder verlassen hatte, stiegen allerhand sonderbare Empfindungen in Aschenborns Seele auf. Er fühlte, daß

er diese vortrefliche Dame liebte, wie er noch kein sterbliches Wesen geliebt hatte. Aber seine Liebe war jenes innige Gefühl der wärmsten Ehrfurcht, welche unser Herz nur gegen Geschöpfe von höherer Gattung, als wir selbst sind, empfinden kann. Zu weit über ihn erhaben, als daß er sich ihr im geringsten hätte gleich stellen können, dünkte ihm die Gräfin nur einer solchen Verehrung werth, die sich mit keinem sinnlichen Triebe verträgt. Eine blendende Schönheit, glaubte er, verdiene alsdenn erst angebetet zu werden, wenn sie mit so vielen Geistes- und Herzensvorzügen verbunden sey, als die Gräfin besitze; und diese Anbetung, hielt er dafür, wäre er auch den körperlichen Reizen dieser Dame schuldig. — In der That eine seltne und besondere Art von Liebe! — wir werden in der Folge sehen, ob Aschenborn bey dieser Liebe aushielt? oder ob sie sich — wie gemeiniglich der Fall ist — in sinnlichere Empfindungen modificirte? —

Nicht viel anders gieng es auch der guten Gräfin. Sie glaubte in Aschenborn, so krank er auch war, doch immer einen überaus schönen, liebenswürdigen, gutherzigen und geistvollen

vollen Menschen gefunden zu haben. Sein, zwar umwölktes, aber nichts desto weniger, noch immer schönes, blaues Auge, hatte seine sanften Strahlen tief in ihr Herz gesenkt. Von dem Augenblick an, da sie von ihm hörte, da sie ihn sahe, fühlte sie eine geheime Zuneigung zu ihm, die sie für Liebe angesehen haben würde, wenn sie sich nicht eingebildet hätte, daß sie über die Jahre der Leidenschaft hinaus sey. Aber doch mußte sie sich so viel selbst gestehen, daß sie für diesen jungen Menschen eben das, und fast noch mehr empfinde, als was sie nur für eine einzige Mannsperson, in ihrem Leben gefühlt hatte.

Sehr natürlich ließ sie keinen Tag vorbey gehen, ohne ihn zu besuchen, und bey jedem dieser Besuche fand sie ihren Gast liebenswürdiger. Täglich glaubte sie mehr gute Eigenschaften an ihm zu entdecken, und es war ihr unangenehm, wenn es der Wohlstand erforderte, daß sie nicht bey ihm seyn, und sich mit ihm unterhalten konnte. Es kam endlich dahin, daß ihr seine Gesellschaft anfing, ganz unentbehrlich zu werden. War sie von ihm entfernt, so schwebte sein Bild um ihre Seele, sie wachte, und träumte von

ihm, und vergebens suchte sie, außer an seiner Seite, Ruhe für ihr Herz.

Wir sehen wohl, daß die gute Gräfin sehr stark in ihren Gast verliebt wurde. Zwar suchte sie ihre Leidenschaft sorgfältig zu verbergen, und sie hätte solche lieber auch vor sich selbst verheelt, wenn sie es nur dahin hätte bringen können. Wenigstens schmeichelte sie sich, daß die Empfindungen ihres Herzens für diesen liebenswürdigen Jüngling, blos den Namen der Freundschaft verdienten. Dennoch aber fühlte sie, daß eine solche Freundschaft zwischen Personen von zweyerley Geschlecht nicht Statt finden könne; und dieß machte sie oft sehr unruhig; denn — die Wahrheit zu sagen — so schämte sie sich fast, in ihren reifern Jahren, Leidenschaft für einen jungen Menschen zu empfinden, dessen Mutter sie hätte seyn können.

Aschenborn hingegen war selbst einer der ersten, welche die geheimen Gefühle der Gräfin bemerkten. Da er, wie wir schon bemerkt haben, eine so heftige Neigung für sie empfand, die er sich selbst für nichts anders, als für Liebe zu erklären wußte, so sahe er es eben nicht ungern, daß er zu dem Herzen

seiner Wohlthäterin, einigen Eingang gefunden hatte. Manchmal, wenn sie so da an seiner Seite saß, und die Pracht ihrer Reize so oft vor ihm entfaltet daher prangte; — er hätte kein so warmer gefühlvoller Jüngling seyn müssen, wenn diese Reize nicht eine Wirkung auf ihn hätten machen sollen, die ihn den Genuß derselben nicht selten wünschen ließ. Obgleich seine Leidenschaft noch immer mehr platonisch als sinnlich blieb, so glaubte er doch nicht leugnen zu können, daß es unaussprechliche Wollust seyn müsse, ein Weib von der Schönheit der Gräfin, an seinen Busen drücken, und ihr alle Huldigungen der Liebe erweisen zu können.

Da er im Grunde sehr arm, und von geringer Abkunft war, die Gräfin hingegen ein überaus ansehnliches Vermögen besaß, so hielt er es eben für sein Unglück nicht, wenn diese reizende Dame endlich gar auf den Einfall kommen sollte, ihm ihre Hand zu geben, und ihr Vermögen mit ihm zu theilen. Ihre Jahre schreckten ihn gar nicht ab: denn was ihr an Jugend fehle — dachte er — dieß würde ihre Schönheit ersetzen, eine Schönheit, deren sich manches sonst sehr hoch ge-

priesenes Frauenzimmer von achtzehn Jahren kaum rühmen konnte. Kurz, er beschloß, seinem Glück nicht entgegen zu arbeiten, und weil er voraussehen konnte, daß sich die Gräfin vielleicht noch an seine niedrige Abkunft stoßen würde, so verschwieg er ihr dieselbe sorgfältig, und gab sich für einen niedersächsischen Edelmann aus, dessen Vater in handöverischen Kriegsdiensten gestorben sey, und kein Vermögen hinterlassen habe. Die Gräfin glaubte auch dieses Vorgeben um so lieber, je weniger sie nur darauf fallen konnte, daß ein junger Mensch von so guter Cultur, eine niedrige Erziehung gehabt haben sollte.

Inzwischen wurde Aswenborn in ein paar Monaten so ziemlich wieder gesund, und da eine Auswechslung der Gefangnen auf dem Tapete war, so stand es darauf, daß auch er mit ausgewechselt, und wieder zur preußischen Armee geschaft werden sollte. In den Ohren] der Gräfin war diese Nachricht ein Donnerschlag, und sie zitterte von ganzer Seele vor dem Verluste ihres Geliebten. Nunmehr glaubte sie sich, zu etwas gewissem entschliessen zu müssen. Aber dennoch hätte sie

vielleicht die Ordre zu Aschenborns Abreise. in ihrer Unentschlossenheit noch überrascht, wäre den beyden Liebenden nicht ein Zufall zu Statten gekommen, der ihre gegenseitige Erklärung auf einmal beförderte.

Aschenborn überraschte die Gräfin einst in ihrem Zimmer, als sie ein Miniatur-Gemälde, das er noch niemals bey ihr gesehen hatte, sehr aufmerksam betrachtete. Sie schien sehr gerührt zu seyn, und Aschenborn sahe noch einige Thränen in ihren schönen blauen Augen glänzen. Er war ihr schon zu nahe, als daß sie das Gemälde ganz vor ihm hätte verbergen können. Sie legte es also verkehrt vor sich nieder auf ein Papier, und suchte sich zu fassen, so gut sie konnte.

„Wenn ich Sie störe gnädige Gräfin!
sagte Aschenborn, ihre Hand küssend,
„so geschieht es vielleicht, Ihnen einige
„traurige Minuten zu ersparen, die Sie,
„wie ich spüre, schon gehabt haben müs-
„sen. Können Sie deswegen auf mich
„zürnen?

„Und doch könnt' ichs vielleicht, lieber Aschenborn!
antwortete sie mit einem sanften Lächeln, das

 die

die Wolken, die ihre Stirn umdüsterten, wieder verscheuchte,

„denn diese Minuten — so traurig sie
„auch waren, so viel Reiz hatten sie doch
„für mich. Gewisse Erinnerungen verse-
„tzen uns in eine süße, angenehme Me-
„lancholie, — und

A. Sie hatten eine dieser Erinnerungen? —
„— lassen Sie mich Theil daran nehmen,
„meine Gnädige! denn was Sie angehet
„— ich glaube, daß mich selbst nichts
„wärmer interessiren kann.

G. Sie denken zu gütig, lieber Freund! —
„inzwischen — ich weiß, daß Sie manch-
„mal mit meinem Herzen sympathisiren.
„— Wenn Sie jemals geliebt haben, oder
„künftig noch lieben, so werden Sie sich
„die Erinnerung erklären können, die mich
„so ganz dahin riß, als mir itzt von un-
„gefähr dieses Gemälde wieder in die Hän-
„de fiel.

A. Vielleicht, gnädige Frau! — denn —
„ich habe geliebt — ich liebe noch — ob-
„gleich — doch, darf ich das Gemälde
„sehen?

G. Warum nicht? — Hier! sehen Sie, ob

„dieß

„dieß bezaubernde Gesicht nicht Liebe ver„dient?

Itzt wand sie das Gemälde um, und gab es Aschenborn in die Hände. Kaum aber warf er seine Augen darauf, so glaubte er vor Schrecken in Ohnmacht zu sinken: denn er sahe sich selbst, wie in einem Spiegel, und das Antlitz, das auf dem Gemälde stand, glich dem seinigen, wie ein Ey dem andern. In der Bestürzung übersah er die Kleidung, worinn die Person gemahlt war, sonst mußte er wohl sehen, daß sie keine Uniform anhatte. Er hielt es also für sein eigenes Gemälde, und dieser Gedanke legte ihm die Worte in den Mund:

„Gnädige Frau! wie sehr haben Sie mich „überrascht! —

Allein die Gräfin, die seinen Irrthum merkte, antwortete:

„es ist das Gemälde meines ersten Gelieb„ten, lieber Aschenborn! zu meinem Er„staunen finde auch ich, daß er Ihnen so „genau ähnlich siehet, als ob Sie Brü„der wären.

„Es ist zum Bewundern,

versetzte Aschenborn, der sich verrathen zu

haben glaubte, und darüber noch bestürzter, als vorher, wurde,

„Ist denn das Ihr verstorbener Gemahl?

„Mein Gemahl war er freylich — sagte sie mit einiger Verlegenheit, „jedoch nur eine kurze Zeit. Er ist schön „längst todt — ich beweine ihn noch im„mer. — Aber — ersparen Sie mir den „Schmerz weiter von einer Geschichte mei„nes Lebens zu reden, deren Wissenschaft „Ihnen zu weiter nichts nützen kann.

A. Sehr gern, meine Gnädige! aber diese „Aehnlichkeit —

G. Ist ein Zufall, bester Aschenborn! wie es „viele in der Welt giebt, und vielleicht — „die Veranlassung zu derjenigen Freund„schaft, die unsre Herzen, wie ich mir „schmeichle, zusamen führte.

A. O! möchte sie es seyn, gnädige Gräfin! „welche Seligkeit liegt für mich in diesem „Gedanken! und ich wäre der Glücklich„ste unter den Sterblichen, wenn Sie nur „die Hälfte dessen für mich empfänden, was „Ihnen dieses Gemälde so theuer macht.

G. Ist das wahr Aschenborn? wünschten Sie „wohl meinem Herzen das zu seyn, was mir „dieser Mann war?

A. Mein

A. Mein Wunsch, gnädige Frau, wäre der „kühnste, der je in eines Menschen Brust „gekommen ist. Sie sind in meinen Au„gen eine Gottheit, die ich nur anbeten, „nur verehren darf — Sie sind so un„endlich weit über mich erhaben, daß ein „gewisser Gedanke, den ich nicht zu nen„nen wage, mir Schaudern verursacht, „ob er gleich meine ganze Seele entzückt. „Ich schwebe zwischen Empfindungen, „die mich wechselsweise bald erschrecken, „bald in Elysium zaubern. Und — um „Ihnen alles zu sagen — ich würde nach „der Glückseligkeit seufzen, Ihnen das zu „seyn, was das Original zu jenem Ge„mälde Ihnen war. Aber ich fühle, daß „ich zu viel wünsche, unendlich mehr „wünsche, als ich verdiene.

G. Ihre Bescheidenheit macht mir Sie dop„pelt liebenswürdig. Sie haben mir die „Gefühle Ihres Herzens sehr getreu ge„zeichnet. Es ist wahr, meine Jahre „sind über die Ihrigen, und vielleicht bin „ich nicht mehr fähig, die Wärme der „Liebe zu erwiedern, die im Busen eines „Jünglings von zwanzig Jahren glühet —

A. O! nein! gnädge Frau! Sie sind reizend,
„mehr als schön, unaussprechlich liebens-
„würdig — o! nur zu groß, zu göttlich
„für mich! ich traue mich nur nicht, Ih-
„nen zu sagen, daß ich Sie liebe. Aber
„wenn ichs sagen dürfte —

G. Du darfst es, lieber Jüngling! sage mir
„immer, daß Du mich liebst! Du bist
„meinem Herzen theuer! Du darfst es von
„mir fordern, daß ich Dich wieder liebe!
„Du sollst mir alles, sollst das Glück
„meines Lebens seyn!

A. O! meine Gräfin! wozu erheben Sie
„mich Unwürdigen?

Bey diesen Worten sank Aschenborn vor ihr auf die Knie, ergriff ihre Hände, und küßte sie millionenmal. Die Gräfin aber hob ihn auf, unter den Worten:

„Versündige Dich nicht an der Gottheit,
„vor einem sterblichen Weibe zu knien!
„komm in meine Arme!

Fast betäubt von der Unermeßlichkeit seines Glücks sank Aschenborn an ihren Busen — ihre Lippen begegneten sich — einige warme Küsse besiegelten die Umarmung — aber es war, als ob sie beyde an allen Gliedern dabey

bey zitterten: Denn eine große namenlose Bewegung, deren Grund sie nicht kannten, durchdrang beyder Herzen. —

Die Erklärung war inzwischen geschehen, und sie mußte verfolgt werden. Man fuhr fort, sich einander wechselsweise Versicherungen der Liebe zu geben; man sagte sich allerhand Zärtlichkeiten vor; und so lenkte sich das Gespräch gar bald auf das Resultat der meisten solcher Liebeserklärungen — auf Befriedigung jener Wünsche, die in der menschlichen Natur liegen, woran aber doch unsere Liebenden — die Wahrheit zu sagen — nur mit einer Art von ihnen selbst unerklärbarer Zurückhaltung dachten.

„Aber werden Sie mich auch durch Ihre „Hand glücklich machen können, geliebte„ste Gräfin,

sagte Aschenborn,

„ehe meine Ordre zur Abreise kommt?

G. Daran hab' ich lange schon mit Zittern „gedacht. Ihre Abreise wird uns über„raschen, ehe wir mit dem nöthigsten zu „Stande kommen können.

A. Ich vermuthe es auch, gnädige Frau! „und ich kann nicht ohne Schaudern dar„an denken. O! meine göttliche Freun„din! wie wenden wir diesen traurigen „Zufall ab? wie können wir die Befriedi„gung unsrer Wünsche beschleunigen? — „Rathen Sie selbst, Beste!

G. Müssen Sie nicht Erlaubniß von dem „Monarchen haben, wenn Sie heirathen „wollen?

A. Das ists eben, meine Gräfin, was mich „beunruhiget. Ich werde zwar die Er„laubniß erhalten; denn Sie sind ungleich „reicher, als eine Person seyn muß, die „ein armer Offizier von uns heirathen „darf. Aber ehe ich an den Monarchen „schreibe, ehe ich Antwort bekomme — „wie viel Zeit gehört nicht dazu? und „meine Ordre — muß ich sie nicht alle „Tage erwarten? —

G. Sie haben Recht, lieber Aschenborn! „Sie können den König gar nicht erst um „Erlaubniß bitten!

A. Aber, was können wir denn sonst thun?

G. Hören Sie zu! was denken Sie zu dem „Vorschlage, wenn wir uns, je eher, je

„lieber

„lieber in Geheim, durch meinen Pfarrer,
„den ich auf meine Seite bringen werde,
„in Beyseyn ein paar verschwiegener Zeu-
„gen, trauen ließen — eben so geheim
„unsre Hochzeit feyerten, — unsre Ver-
„bindung bis zu einer gelegeneren Zeit
„verschwiegen — denn die Einwilligung
„des Königes einholten — und, wenn
„wir solche erlangt hätten, erst bekannt
„machten, daß wir schon Eheleute wä-
„ren? —

A. O! der Einfall ist herrlich, gnädge Frau!
„— wir wollen morgen zur Ausführung
„vorschreiten — ich kann die Zeit kaum
„erwarten, wo ich Ihnen einen vertrau-
„licheren Namen geben darf.

G. Und doch nicht so rasch, lieber Aschen-
„born. Acht Tage muß es noch Zeit ha-
„ben. Ich bin zu sehr überrascht wor-
„den. —

A. Auch das, meine Gräfin! ich füge mich
„in allem nach Ihrem Willen.

So nach wurde die geheime Vermählung un-
serer beyden Liebenden in acht Tagen ange-
setzt. Der Geistliche ließ sich bald dazu be-
reden, und an verschwiegenen Freunden,
welche

welche die Gräfin zu Zeugen dabey brauchen konnte, mangelte es ihr auch nicht. Alles war dazu vorbereitet. Beyde Verlobte harrten dem gewünschten Tage mit Verlangen entgegen. Sechs Tage waren vergangen, und die Vollendung ihres eingebildeten Glücks nahte mit geflügelten Schritten heran. —

Allein — der Mensch denkt, und Gott lenkt. — Am sechsten Tage früh wagte es Aschenborn, nach seiner erlittenen Krankheit, zum erstenmal, wieder zu reiten, um sich allmählig an diese Bewegung wieder zu gewöhnen, indem er unter den Küraßieren diente. Er hatte bey der Gefangenschaft seine Pferde verlohren; die Gräfin aber hatte ihm andre geschenkt. Zum Unglück war darunter ein sehr wildes Thier, das auch dem besten Reuter viel zu schaffen machte. Die Vorsehung schickte es — wie wir in der Folge einsehen werden — unfehlbar, daß Aschenborn gerade dieses wilde Pferd zu seinem ersten Austritt wählte. Das Thier war ihn nicht gewohnt, es brauchte seinen Eigensinn, und suchte den Herrn über seinen Reuter zu spielen. Aschenborn aber suchte sein Recht zu

be-

behaupten; und es gelang ihm nur mit Anstrengung seiner äußersten, noch nicht ganz ihre vorige Festigkeit erhaltenen Kräfte. Er erhitzte sich so sehr dabey, daß er sein ganzes Blut empörte. Es wandelte ihn eine unwiderstehliche Schwäche an. Man mußte ihn vom Pferde heben. Er legte sich in seinem Zimmer nieder, fiel ein paar mal in Ohnmacht, und die darauf folgende Nacht — in ein hitziges Fieber.

Die Gräfin war außer sich vor Angst — sie kam nicht von seinem Lager hinweg, und, als ihr Leibarzt zu einem schnellen Aderlaß rieth, so beschloß sie auch diesem beyzuwohnen, und selbst darauf Achtung zu geben, daß ihr Geliebter dabey nicht verwahrloset würde.

Sie sahe es also mit an, als der Bediente dem Patienten den Strumpf auszog, und der Wundarzt den Fuß in die Höhe hob, um die Ader zu suchen, die er schlagen wollte. Plötzlich rief die Gräfin:

„Halten Sie ein! lassen Sie mich erst „diesen Fuß genau besehen?

Der Wundarzt gestattete solches; sie that nur noch einen Blick darauf, und denn hielt sie

ihr Tuch vor die Augen, und eilte, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus dem Zimmer. —

Jedermann — selbst Aschenborn erstaunte darüber. Niemand konnte sich in dieses sonderbare Benehmen der Gräfin finden. Den Wundarzt aber veranlaßte dieser Umstand doch, Aschenborns Fuß noch einmal zu besehen, ehe er ihm die Ader schlug. Und er fand auf der Fußsohle ein ganz rothes Maal, das beynahe die Gestalt einer Schnecke hatte. Doch dem Patienten sagte er nichts davon, ob er gleich errieth, daß dieses Maal etwas besonders anzeigen, und das Fortgehen der Gräfin veranlasset haben müsse. Er verrichtete seine Operation, empfahl dem Patienten Ruhe, und wollte erwarten, wie sich die Sache noch aufklären würde.

Eine Stunde darauf kam die Gräfin wieder. Aschenborn war auf die Vermuthung gefallen, daß sie das Aderlassen nicht sehen könne. Er fragte sie darum, und warum sie ihn vorhin verlassen habe? Sie sagte, daß ihr plötzlich eine Uebelkeit angewandelt habe, und es schien, als ob ihr Vorgeben Grund habe, weil — überhaupt niemand die Sache wußte, als sie selbst.

Ob sich gleich Aschenborn nach dem Aderlaß zu bessern anfieng, so verließ ihn doch das Fieber nicht sogleich. Natürlich wurde also die vorgehabte Vermählung aufgeschoben. Den Tag aber, als sie eigentlich vor sich gehen sollte, setzte sich die Gräfin neben Aschenborn an das Bette, hieß die Bedienten hinaus gehen, faßte eine seiner Hände, und sagte:

„Mein lieber Aschenborn! es ist mir ein „Zweifel in Ansehung Ihrer Geburt eingefallen, der mich nicht wenig beunruhiget. „Ich habe starken Grund zu vermuthen, „daß Sie mir hierüber die Wahrheit verschwiegen haben. Man hat mich versichern wollen, daß Sie nicht von Adel „sind, und daß bey Ihrem Herkommen „einige Dunkelheiten herrschen, die Ihnen „vielleicht selbst unbegreiflich sind. Sagen Sie mir die Wahrheit, Lieber! und „verheelen Sie mir nichts! ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen dadurch bey „mir nichts verlieren. Unsre Verbindung „bleibt unauflöslich. Ich werde im „Stande seyn, die Flecken Ihrer Geburt „zu vertilgen.

 Aschen-

Aschenborn gerieth in große Unruhe über diese Anrede; er glaubte sich völlig verrathen; es fieng ihn an zu reuen, daß er seine geliebte Gräfin mit Unwahrheit hintergangen habe. Und da er viel zu edel dachte, als daß er bey dieser Unwahrheit länger hätte stehen bleiben sollen, so gab er ihr zur Antwort:

„Nur Ihre Großmuth, meine Gnädige! „kann mir einen Fehler verzeihen, der ei„gentlich keine Vergebung verdient. Es „ist wahr, ich bin kein Edelmann von „Geburt. Mein Vater ist ein ehrlicher „Gastwirth an der Gränze zwischen Böh„men und Sachsen, mit Namen Asche. „Ich entlief ihm, in meinem funfzehnten „Jahre, und gieng unter die Preußen. „Itzt weiß ich nicht, ob er noch lebt: „denn ich habe ihm niemals Nachricht von „mir gegeben. Das Glück unterstützte „mich; ich wurde Offizier, und nahm den „Namen von Aschenborn an Das ist „meine Geschichte, theureste Gräfin! ich „habe Ihnen alles gesagt, und ich muß „nun von Ihrer Großmuth erwarten, ob „Sie dem niedrigen Gastwirthssohne die„jenige

„jenige Huld nicht versagen werden, wo„mit Sie mich als Herrn von Aschenborn „beehrten.

„Es ist richtig,
sagte die Gräfin
„meine Vermuthung hat Grund. Nein! „lieber Aschenborn! Du hast dadurch nicht „das mindeste an meiner Gunst verlohren, „ja Du hast vielmehr noch dabey gewon„nen. Mein ganzes Vermögen ist Dein — „ich selbst will mich Dir auf ewig widmen — nur nicht als Gemahlin —

„Nicht als Gemahlin? —
rief Aschenborn mit großer Bestürzung aus,
„Du wirst nichts dabey verlieren!
erwiederte die Gräfin
„es ist nothwendig, daß wir diese zärtli„che Verbindung ganz aufheben, und wir „müssen noch Gott danken, daß sie noch „nicht geschehen ist. Aber ich werde Dei„ne Mutter seyn, und — um Dir alles „auf einmal zu sagen — ich bin auch nach „der Natur Deine Mutter —

A. Meine Mutter? — Gott! — ich — Ihr „Sohn? — Unbegreiflich! — Ihr Sohn „wäre ich? —

G. Ja! mein Theurester! das bist Du! be„ruhige Dich nur! ich will Dir das gan„ze Geheimniß aufklären. Der Gast„wirth Asche ist nicht Dein Vater! er hat „Dich nur erzogen, und Vatersstelle bey „Dir vertreten. —

A. O! meine Mutter! wenn ich Ihnen diesen „zärtlichen Namen geben darf — vor „welch' einem Frevel hat uns die Vorse„hung bewahrt! aber — erzählen Sie „mir! wer war mein Vater? und wie kam „ich zu diesem Gastwirthe?

G. Dein Vater, dessen Gemälde Du schon „bey mir gesehen hast —

A. Meines Vaters Gemälde war das? — „O! darum flossen mir wohl so warme „Thränen aus den Augen, da ichs betrach„tete — darum sieht mir's wohl so ähn„lich —

G. Freylich siehest Du ihm vollkommen ähn„lich! — er war ein junger sächsischer „Edelmann ohne Vermögen, der blos „von der Güte eines alten Onkels lebte. „Von Schlettau hieß er, und er studierte „vor 19 bis 20 Jahren auf der Academie „zu Leipzig. Ohnweit Leipzig besaß mein

„Vater

„Vater — denn ich bin eine gebohrne „von Henning — ein Landgut, und lebte daselbst. Ich und mein Bruder, der „itzt in sächsischen Kriegsdiensten stehet, „waren seine einzigen Kinder. Der junge Schlettau besuchte uns oft von Leipzig aus; wir verliebten uns in einander; „aber wir vergaßen die Tugend dabey, „und ich merkte bald, daß sich meine Umstände änderten. Aus Furcht vor meinem Vater, der ein überaus hitziger, zorniger und ehrgeiziger Mann war, verheelte ich meine Schwangerschaft so lange, als es sich nur irgend thun lassen „wollte. Mein größtes Unglück dabey „war noch dieses, daß mich mein Vater, „der sich nicht in den besten Vermögens-„Umständen befand, an einen gewissen „General, der überaus reich war, und „sich in meine damalige Schönheit verliebt „hatte, verheirathen wollte. Ich war in „Todesangst — mein Geliebter rieth mir, „mit ihm die Flucht zu nehmen, und mich „unter seiner Begleitung nach Wien zu „begeben, wo sich sein Onkel, der viel „Vermögen besaß, aufhielt. Durch Hül-

„ſe ſeines Hofmeiſters, der Hellmann hieß, „und meinen Geliebten ſehr hochſchätzte, „gelang es uns auch, daß ich aus dem „väterlichen Hauſe entwiſchte. Dein Va„ter ſchrieb an ſeinen Onkel, der ihn ei„gentlich an Kindesſtatt angenommen hat„te, daß er auf Reiſen gehen wollte, und in „Geſellſchaft eines Freundes zuerſt zu ihm „nach Wien kommen würde. Ich nahm „Mannskleider, und einen männlichen „Namen an, und Hellmann verkleidete ſich „in unſren Bedienten. Ich glaubte, Wien „vor meiner Entbindung noch zu erreichen. „Dort wollte mich mein Geliebter irgend „wo unterbringen, und nach meiner Ent„bindung ſich heimlich mit mir trauen laſ„ſen. Hellmann aber ſollte dann ſeine „Maſke ablegen, und bey dem Onkel als „ein Freund auftreten, den er mitzubrin„gen verſprochen hatte. Mein Geliebter „bekam anſehnliche Wechſel, und ſo tra„ten wir unſre Reiſe unter frohen Hoff„nungen der Zukunft an. Aber das „Schickſal machte uns einen ſtarken Strich „durch die Rechnung, die Bewegungen „der Reiſe beförderten meine Niederkunft.

„An

„An der Grenze des Erzgebürges, kam ich
„mit Dir in einem Gasthofe nieder. Ich
„versteckte Dich aber sorgfältig, und stell-
„te mich krank an. Da wir Dich aber
„unmöglich mit auf die Reise nehmen
„konnten, so ließen wir Dich unvermerkt
„in einem andern Gasthofe zurück; und
„das war eben bey diesem Aschen, der
„uns als ein sehr braver Mann gerühmt
„wurde, und das Vertrauen, das wir in
„ihn setzten, verdiente. Alsdenn änder-
„ten wir unsern Plan, und giengen nach
„Wien; ich passirte als der Freund mei-
„nes Geliebten, während daß Hellmann
„noch die Rolle unsers Bedienten spielte;
„doch hoffte ich nun bald im Stande zu
„seyn, mich unter meiner wahren Gestalt
„zeigen zu können. Allein, dahin waren
„wir noch lange nicht. Der Onkel hatte
„ein junges Fräulein, die eine Waise war,
„zu sich genommen. Diese sollte mein
„Geliebter, wenn er von seinen Reisen
„zurück kommen würde, heirathen. Was
„sollte er thun? er mußte dem Onkel
„Hoffnung dazu machen: denn er hing
„gänzlich von ihm ab, und war sein be-

„stimmter Erbe. Ohne seine Hülfe waren
„wir beyde verloren. Auf diese Weise
„giengen wir wieder von ihm weg, tha-
„ten, als ob wir auf Reisen giengen, be-
„gaben uns aber nach Pohlen, weil ich in
„Warschau eine Jugendfreundin hatte,
„die dort verheirathet war. Hier woll-
„ten wir uns so lange verborgen halten,
„bis mein Geliebter Mittel gefunden ha-
„ben würde, dem Onkel die projectirte
„Heirath mit seiner Waise aus dem Kopfe
„zu bringen. Wir ließen uns von dem
„protestantischen Prediger trauen, und
„lebten denn sehr vergnügt miteinander.
„Hellmann aber gieng wieder in sein Va-
„terland nach Sachsen zurück.

„Noch hatten wir uns aber nicht ganz
„ein Jahr in Warschau aufgehalten, so
„starb der Onkel, und vermachte meinem
„Geliebten nur die Hälfte seines Vermö-
„gens, die andere Hälfte aber seiner an-
„genommenen Tochter. Freylich konnten
„wir unsre Lebenszeit über davon allein
„nicht leben; aber wir durften doch nun
„unsre Heirath öffentlich bekannt machen,
„und Dich wollten wir nun bey Deinem

„Pfleg-

„Pflegvater auch abholen. Aber kaum „hatten wir das erstere gethan, so wieder„fuhr Deinem Vater das Unglück, mit „dem Pferde zu stürzen. Er starb einige „Stunden darauf an einem Blutsturze, „und hatte kaum noch so viel Zeit, sein „Testament zu machen. Ich bekam nun „zwar sein Vermögen, und würde wohl „am besten gethan haben, wenn ich Dich „nun zu mir genommen, und mich sodann „wieder zu meinem Vater begeben hätte. „Aber so ließ ich mich von der Gemahlin „des kaiserlichen Gesandten, der an den „türkischen Hof geschickt wurde, bereden, „mit ihr, als Gesellschafterin, nach Con„stantinopel zu gehen, besonders da ich „durch Hellmannen, der immer noch mein „Freund blieb, erfuhr, daß Du von Dei„nem Pflegvater sehr gut erzogen wurdest. „Ich schickte ihm also unter der Hand „wieder eine Summe Geldes zu, und be„schloß, Dich noch einige Jahre bey ihm „zu lassen. Die Umstände fügten es „aber, daß ich eine sehr lange Zeit in „Constantinopel blieb. Als ich endlich „wieder zurück nach Wien kam, machte

„ich

„ich mich sogleich auf den Weg, Dich bey
„Deinem Pflegvater abzuholen. Allein,
„da warest Du indessen verloren gegan-
„gen, und alle Mühe, Dich wieder zu
„finden, war vergebens. Mein Vater
„war inzwischen auch gestorben, und sein
„Gut hatte mein Bruder in Besitz, der
„damals mit bey der sächsischen Armee
„gegen die Alliirten diente. Die Kriegs-
„unruhen, die in Sachsen herrschten,
„bewogen mich, mein Vaterland aber-
„mals zu verlassen. Ich begab mich
„nach Warschau, weil ich dort noch die
„Freundin hatte, von der ich Dir schon
„gesagt habe, und beschloß, hier das En-
„de des Kriegs abzuwarten. Weil aber
„mein Vermögen ziemlich geschmolzen
„war, so gab ich den Anträgen des Gra-
„fen Jaremba Gehör, der sich sehr eifrig
„um meine Hand bewarb. Das übrige
„weißt Du, und Du siehest daraus, daß
„Deine Geburt durch meine erste Heirath
„mit Deinem Vater völlig gerechtfertiget
„ist!

A. Ich freue mich unendlich, liebe Mutter,
„daß ich mein Daseyn einer so rechtschaf-
„fenen

„fenen Dame zu danken habe, wie Sie
„sind, und ich verehre die Vorsehung,
„die unsre wahren Verhältnisse noch zeitig
„genug entdeckte, um uns von einer
„Handlung zu bewahren, vor welcher
„ich nun zurückschaudere, wenn ich daran
„denke. Aber nun sagen Sie mir doch
„auch, woran erkannten Sie mich denn,
„so unerwartet, als Ihren Sohn.

G. Als ich mit Dir schwanger gieng, trat
„ich mir, bey einem Spaziergange, den
„ich mit Deinem Vater in ein Hölzgen
„that, das nicht weit von dem Gute
„meines Vaters lag, einen Dorn in den
„Fuß, der durch meinen seidenen Schuh
„hindurch gieng, und mir den Fuß ver-
„lezt hatte. Ich setzte mich auf einen
„umgeschlagenen Baum nieder, und da
„mich die Wunde sehr schmerzte, so zog
„ich Schuh und Strumpf aus, um ge-
„nau darnach zu sehen. Dein Vater
„stand vor mir; wir kamen in ein kleines
„Gespräch; ich setzte aus Nachlässigkeit
„den bloßen Fuß auf die Erde nieder,
„und trat auf eine rothe Schnecke, die
„unter mir lag. Hierüber entsetzte ich

„mich so sehr, daß ich an allen Gliedern
„zitterte.

„Als Du nun zur Welt kamst, fand
„sich auf Deiner Fußsohle ein rothes
„Maal in Form einer Schnecke. Dieß
„merkte ich mir; und gestern, da Dir
„der Wundarzt den Fuß zum Aderlaß
„entblößte, sahe ich dieses Maal an Dei-
„nem Fuße wieder, und daran erkannte
„ich Dich — Du kannst leicht glauben —
„zu meinem nicht geringen Erstaunen.

A. Es ist wahr, ich habe dieses Maal. Ich
„habe mich oft selbst darüber gewundert;
„aber das hätte ich doch nie erwartet,
„daß es einmal das Mittel seyn würde,
„mir meine wahre Geburt zu entdecken.
„Und nun noch eins! Sie gedachten, lie-
„be Mutter, bey Ihrer Erzählung, eines
„gewissen Hellmanns, der Hofmeister bey
„meinem Vater und Ihr beyderseitiger
„Freund gewesen sey. Lebt denn dieser
„Mann noch?

G. Wie ich nicht anders weis: denn er hat
„nur noch vor einem Jahre an mich ge-
„schrieben. Er ist itzt Burgermeister in ***
„einer ansehnlichen Stadt in Sachsen.

A. Gott!

A. Gott! wie wunderbar! ich kenne diesen „Mann, und ich habe seine Tochter ein„mal vor einer Verführung gerettet, die „sie um ihre Tugend, und um ihr ganzes „Glück hätte bringen können.

Hierauf erzählte Aschenborn seiner Mutter die Geschichte mit Wilhelminen, davon wir oben weitläuftig Erwehnung gethan haben, und bestärkte sie dadurch in der hohen Meinung, die sie ohnedem schon, von seinem edlen Karakter gefaßt hatte.

Doch — es ist Zeit, unsre Erzählung zu schließen. Als Aschenborn kaum von seinem Fieber wieder genesen war, bekam er Ordre, sich zur Auswechselung der Gefangenen zu stellen. Er reißte also von seiner Mutter, die ihn nun allenthalben, als ihren Sohn bekannt gemacht hatte, nach einem zärtlichen Abschiede weg, und kam nach geschehener Auswechselung wieder zum Regimente.

Bald darauf stieß dieses Regiment wieder zur Armee des Prinzen Heinrichs in Sachsen. Aschenborn suchte seinen Pflegevater auf, und fand die Bestätigung alles dessen, was ihm seine Mutter gesagt hatte. Auch bekam er Gelegenheit, den alten Freund

seines

seines Vaters, den Burgermeister Hellmann wieder zu sehen. Dieser rechtschaffene Mann freute sich nicht wenig über die Entdeckungen, die ihm Aschenborn eröffnete, und auch er bekräftigte in allem die Aussage der Gräfin.

Wilhelmine war auf dem Wege der Tugend fortgewandelt, den ihr Aschenborn so edelmüthig gezeigt hatte. Ihre Schönheit hatte noch mehr zugenommen. Sie war in jeder Betrachtung reizend. Unser Held fühlte die Neigung, die er anfänglich nur von fern für sie empfunden hatte, itzt stärker als jemals. Die Liebe schlich sich völlig in beyder Herzen ein, und nach Endigung des Kriegs heirathete er Wilhelminen mit Bewilligung seiner Mutter, und nahm seinen wahren Namen, von Schlettau an.

Auch verließ er die preussischen Kriegsdienste als Rittmeister, und begab sich zu seiner Mutter, mit welcher er auch noch itzt in völliger Eintracht, Ruhe und Zufriedenheit lebt.

Ende des fünften Bändchens.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Lebensscenen aus der wirklichen Welt

Bd.: 5

1786

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941302-7